Probleme des Bürgertums
in Theodor Fontanes Zeitromanen

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung der Doktorwürde
der
Philosophischen Fakultät
der Philipps-Universität in Marburg

vorgelegt von
Hildegard Wolter
aus Berlin

NOLTE

Marburg 1935

Dissertations-Verlag G. H. Nolte Düsseldorf

Als Dissertation angenommen am 24. Juni 1935
Berichterstatter: Professor Dr. Maync
Tag der mündlichen Prüfung: 1. Juli 1935

Gedruckt mit Genehmigung der Fakultät.

Meinen lieben Eltern!

Inhaltsübersicht.

Vorbemerkung

I. Analyse der einzelnen Romane

1. Mathilde Möhring 2
2. Frau Jenny Treibel 4
3. Die Poggenpuhls 10
4. Irrungen Wirrungen 12
5. Stine 17
6. Cecile 21
7. Graf Petöfy 25
8. Effi Briest 28
9. L'Adultera 33
10. Unwiederbringlich 36

Anm. Stechlin 40

II. Synthese

Die bürgerliche Welthaltung, insbesondere bei Fontane . . . 40

Vorbemerkung

Bei einer Untersuchung über Probleme des Bürgertums in den Zeitromanen Fontanes ist zu scheiden zwischen „Bürgertum" als Weltanschauung, Welthaltung, Idee und Ideal, und „Bürgertum" als Gesellschaftsschicht, als Stand in der Wirklichkeit des Lebens. Die historische Entwicklung des Bürgertums sowie die soziologischen Bedingtheiten finden in dieser Arbeit keinen Platz. Es handelt sich hier nur um das Bürgertum des ausgehenden vorigen Jahrhunderts, um das Bürgertum, das Fontane kannte, dem er angehörte, um dessen Welthaltung in der Idee und um die Konflikte, die entstanden bei der Verwirklichung dieser Haltung im praktischen Leben, auch außerhalb der als „Bürgertum" bezeichneten Schicht. Da diese Arbeit weniger soziologisch als kulturpsychologisch ist, unterscheide ich nicht zwischen den Bezeichnungen „Klasse", „Stand" und „Schicht". Da die in Frage kommende Zeit einen Übergangscharakter hat, ist es schwierig, hier eine scharfe Trennung vorzunehmen. Ebenso wenig mache ich einen Unterschied zwischen „Gesellschaft" und „Gemeinschaft", es handelt sich um eine Mischform. Es ist sehr viel gearbeitet worden über Fontane wie über das Bürgertum. Mir ist die einschlägige Literatur wohlbekannt, obwohl ich sie nicht in meiner Dissertation verarbeitet habe. Meine Ansichten über den Bürger und die Kennzeichen bürgerlicher Lebenshaltung fand ich in guter Formulierung und klarem Ausdruck dargestellt in Otto Gmelins „Naturgeschichte des Bürgers". Ich habe daher dieses Buch der Arbeit zugrunde gelegt.

Ich gebe zuerst eine Analyse der in den einzelnen Romanen gegebenen Lebenswirklichkeit und werde dann in einer Synthese die Hauptmerkmale bürgerlicher Haltung in der Theorie wie die Probleme, die sich im praktischen Leben ergeben, zusammenfassen.

Analyse

1. „Mathilde Möhring".

Mathilde Möhring stammt aus einer aufsteigenden Schicht, die noch nicht fest im Bürgerlichen verwurzelt ist. Ihre Familie hat, durch äußere Not bedrückt, noch nicht zu einer ruhigen Entfaltung der Kräfte bürgerlichen Lebens kommen können. Die Mutter selbst entbehrt noch gänzlich der Sicherheit der Anschauung wie des Handelns. Sie ist immer noch die „Mutter aus dem Volk" [1]), wie Hugo sie Abstand nehmend nennt. Sie kann sich nicht aus der Sorge um das tägliche Brot zu höheren, ethischen und kulturellen Werten erheben. Wohl sieht sie einen Unterschied zwischen ihrer Welt und der des Bürgers, und sie erkennt auch wertend diesen Unterschied an, aber sie faßt ihn äußerlich statt wesensmäßig. So strebt sie auch nur äußerlich in die bürgerliche Welt hinein. Der Besuch des Hauswirts gilt ihr mehr als die Verlobung ihrer Tochter, weil er den Schein der Gleichberechtigung erweckt, und das Vorhandensein einer „Chaiselongue" mehr als eigene Erholung und Ruhe, weil es den Schein bürgerlicher Behaglichkeit verbreitet. Sie berechnet ängstlich und klein und geduckt nur ihren wirtschaftlichen Vorteil. Sie knappst und spart am eigenen Leibe wie in ihrem Haushalt aus Furcht vor der Not, die sie nur zu gut kennt. Auch für das Glück ihrer Tochter ist eine wirtschaftlich gesicherte Stellung des Verlobten das einzige, das ihr der Beachtung wert erscheint. Ist es denn auch sicher? ist ihre ständige Angst. „Ich bin immer so sehr fürs Sichere. Denn der Mensch denkt und Gott lenkt" [2]). Sie hat Not und Entbehrung kennengelernt und weiß, daß es ohne Geld nicht geht. Aber die Sorge um das Geld hat ihren Blick verengt. Auch beim Tode Hugos hat sie nicht ein Wort des Bedauerns für ihn oder des Trostes für ihre Tochter, sondern sie rechnet gleich, was wohl die Krankheit gekostet habe, und fürchtet sofort wieder Hunger und Not. Die äußere Sicherheit des Lebens, die sie nicht hat, erscheint ihr als das Wesentliche am Bürgertum, als das einzig Erstrebenswerte. Und so bürgerlich auch der Gedanke der Sicherung ist, so unbürgerlich ist es, ihn zu vereinzeln und aus einem Mittel zu einem Zweck zu machen.

Ihre Tochter Mathilde ist ganz anders als die Mutter; durch ihre Schulbildung — die Eltern haben ihr diese zuteil werden lassen als Mittel des Aufstiegs, denn „manche sind so sehr fürs Gebildete" [3]) —, ihr ruhigeres Leben, vielleicht auch durch ihre Veranlagung hat sie durchaus eine bürgerliche Haltung. Aber der Einfluß der Mutter ist doch stark genug, daß diese Haltung nicht zu einer selbstverständlichen werden

---

1) F, II, 2, 483.
2) F. II, 2, 557.
3) F. II, 2, 473.

kann, nicht in ihr Wesen übergeht, nicht unbewußt ihr Handeln bestimmt, sondern daß sie klar und zielstrebig ihren Weg — und das ist ihr Aufstieg in die gut bürgerliche Sphäre — verfolgt, indem sie auch ideelle und kulturelle Werte des Bürgertums bewußt in ihre Rechnung einbezieht. Wie ihre Mutter mit dem Gelde rechnet, so rechnet sie mit den Schwächen der Menschen; und da sie leidenschaftslos bürgerliche Wirklichkeiten sieht und solche erstrebt, so bleibt sie vor dem Schicksal der Jenny Treibel, vor dem Schicksal, eine Bourgoise zu werden, bewahrt.

Sicherheit als Grundlage, Aufstieg durch Arbeit, gesellschaftliche Anerkennung auf Grund von Leistungen wie auf Grund von Auftreten und Benehmen, dazu Klarheit und Vereinfachung alles Geschehens durch Verflachen und Abwehren leidenschaftlicher wie ethischer Antriebe, das sind die Hauptpunkte ihrer Rechnung. Und Hugo ist ihr das Mittel, diese in die Wirklichkeit umzusetzen. Sie ist „quick, freudig, praktisch", gerade das, was ihrem Zimmerherrn fehlt, der einer der Flauen, Bequemen ist. Er ist wohl aufgewachsen im Bürgertum, in dessen Anschauungen und in dessen Lebensweise, aber da er ein Schwacher, ein Halber ist, dringt er nicht bis zu den Werten dieser Lebenshaltung durch. Er hat keinen Pflichtbegriff, und daher scheint ihm die bürgerliche Forderung von Arbeit und Strebsamkeit — ausgedrückt für ihn durch seine Staatsprüfung als Grundlage für eine sichere Stellung — nicht der Schwierigkeit der Aufgabe zu entsprechen. Seine Bequemlichkeit sucht einen Ausweg in Schwärmereien und in Gelegenheiten, die gerade an ihn herankommen. Solch eine „Gelegenheit" ist auch seine Verlobung mit Mathilde, obwohl diese eigentlich unter seinem Stand ist. Es ist nicht Liebe, was ihn zu diesem Schritt bewegt, und auch nicht „Courage", die ihn gegen sein Standesgefühl und die Anschauung seiner Standesgenossen handeln läßt, sondern einfach seine Willenlosigkeit. Thilde hat ihn gepflegt und verwöhnt, und das möchte er weiter so haben. Und sein Gewissen, das ihm schlägt wegen dieser Abweichung von Herkömmlichen, beschwichtigt er, indem er der bürgerlichen Überlieferung die Bedeutung des Einzelmenschen gegenüberstellt, ohne es jedoch ernst zu meinen. Und da Thilde sich gut einfügt, ja, sogar der Antrieb für ihn wird, auch der Standesunterschied nicht sehr groß ist, ergeben sich keinerlei Schwierigkeiten, und die Frage wird nicht zum Problem.

An dem Verhältnis der beiden zueinander und an der Art der Erziehungsmethoden Thildes zeigt sich deutlich ihre bürgerliche Grundeinstellung. Obwohl sie genau weiß, daß der Antrieb zur Verlobung auf ihrer Seite Berechnung, auf seiner Bequemlichkeit ist, so spricht sie doch von Liebe, die als selbstverständlich bei einer Ehe vorausgesetzt wird. Und sie, die Praktische, weist Hugo sofort auf die realen Erfordernisse einer solchen bürgerlichen Ehe hin. „Ich rechne darauf, daß du mir durch Arbeit den Beweis deiner Liebe gibst. Erst das Examen. Das andere findet sich" [4]). Die Abschlußprüfung als sichtbarer Beweis, als sichere Grundlage muß sie fordern, denn „wenn ich auch nicht viel aus ihm

---

4) F. II, 2, 499.

mache, so viel doch, daß ich ihn heiraten kann — und daß ich einen Titel habe" [5]). Geltung vor den Menschen und wirtschaftliche Sicherheit, das ist das Ziel. Hugos schwärmerische Ideen von Theater und Ruhm weist sie energisch zurück. „Ich will nicht in der Welt herumziehen und dir die Königsmäntel zurechtschneidern. Ich bin fürs Ernste, fürs Hergebrachte . . . Alles, meine ich, muß seinen Zweck haben" [6]). Arbeit allein kann das Mittel des Aufstiegs sein, und wenn Mathilde die Arbeit mit Zerstreuungen unterbricht, so hat auch dieses seinen Zweck: nicht den Genuß, nicht den Augenblick, sondern die Zukunft und den bleibenden Genuß der Rückerinnerung. „. . . ich will es mir erlauben, es ist so schön, später solche Erinnerung zu haben. Und ich denke es mir hübsch, wenn wir mal alt geworden sind, von solcher Zeit sprechen zu können" [7]), „aber mit Arbeit muß es anfangen" [8]).

Sie hat durchaus das Gefühl für Maß und Beschränkung. Sie lehnt es ab, die Hofdame des alten Grafen zu werden, weil sie damit den sicheren Boden geachteter Bürgerlichkeit verlieren würde, und wählt das nicht so einträgliche, aber sichere und ehrenvolle Amt einer Lehrerin.

Ohne Empfindsamkeit — ja, fast ohne Gefühl — lebt sie ihr Leben. Da Hugo ihr Mann geworden ist vor dem Gesetz, hält sie auch zu ihm, ist ihm treu, pflegt ihn und sorgt für ihn mit beinah aufopfernder Hingabe. Denn dies ist nun ihre Pflicht, die sie getreulich erfüllt. Als er stirbt, bleibt sie ruhig und gelassen; wie sie leidenschaftslos seine Frau wurde, mit kühler Selbstverständlichkeit, so wird sie jetzt ohne Gefühlswallung mit ebenso kühler und tatkräftiger Umsicht seine Witwe.

Und doch war sein Einfluß stark genug, ihr das Empfinden für eine andere Lebensauffassung nahezubringen. „Wenn das ewige Nachrechnen klug ist, dann ist Mutter die klügste Frau. Von den anderen, zu denen Hugo gehörte, hat man doch mehr, und ich will versuchen, daß ich ein bißchen davon wegkriege. Aber es wird mir wohl nicht viel helfen. Von Natur bin ich gerade so wie Mutter. Sie berechnet immer, was es kostet, und ich rechne mir den Vorteil aus" [9]). „Rechnen werde ich wohl immer, . . . aber nicht zu scharf, und will hilfreich sein und für die Runtschen sorgen . . ." [10]). Sie sieht, daß es außer Arbeit und Aufstieg und treuer Pflichterfüllung auch noch Werte im Leben gibt, die ebenbürtig oder gar höher zu achten sind: ein ruhiges Bescheiden in Erkenntnis seiner Grenzen, ein innerliches Wachstum, eine Größe des Herzens.

2. „Frau Jenny Treibel".

Wenn sich Mathilde durch ihre Fähigkeiten, durch Strebsamkeit und Gründlichkeit, durch Klugheit und Energie hinaufarbeitet zu einer gut bürgerlichen Stellung, so unterscheidet sich Frau Jenny Treibel wesent-

5) F. II, 2, 517.
6) F. II, 2, 499.
7) F. II, 2, 511.
8) F. II, 2, 522.
9) F. II, 2, 565.
10) F. II, 2, 566.

lich von ihr. Jenny ist nicht allmählich hineingewachsen in die höhere Schicht; als Jenny Bürstenbinder Frau Kommerzienrat Treibel wurde, da wurde aus dem kleinen Mädchen aus dem Kellerladen die pompöse Bourgoise. Mathilde stand mit der ganzen nüchternen Wahrhaftigkeit ihrer Person hinter ihrem Tun wie hinter ihren Worten, und ihr Fühlen, soweit es sich überhaupt als Fühlen äußerte, war echt und klar. Sie wollte nichts anderes scheinen als sie war, und ihr Streben nach aufwärts nahm den bürgerlich anerkannten Weg des allmählichen Aufstiegs durch Arbeit, durch Verdienst. Treibel dagegen wurde hochgerissen, als „nach dem siebziger Kriege die Milliarden ins Land kamen" [11]. Die Familie konnte nicht innerlich hineinwachsen in die neuen Verhältnisse, sie nahm nur das, was sie rein äußerlich absah, auch rein äußerlich an. Die Gesinnung, die der alten Möhring stets anhaftete, die Sorge ums Geld, die einzige Wertschätzung von Sachgütern als Mittel, Geltung zu erlangen, diese unbürgerliche Gesinnung haftet auch den Treibels an. Und nur im Maßstab unterscheidet sich die der alten Möhring und die Jennys. Und wenn Frau Möhring nach außen den Schein bürgerlichen Behagens zur Gleichberechtigung erstrebt, so erstrebt Jenny den Schein bürgerlich idealistischer Gesinnung. Sie verachtet in ihren Reden das Materielle, nur das Poetische gäbe dem Dasein Wert. „Er weiß, daß Geld eine Last ist, und daß das Glück ganz woanders liegt . . . kleine Verhältnisse, das ist das, was allein glücklich macht" [12]. Aber das sind nur Gemeinplätze, die sie aufgesammelt hat. Schmidt kennt seine Freundin Jenny: eigentlich ist sie „noch gerade so wie vor vierzig Jahren . . . Das Sentimentale liebte sie schon damals, aber doch immer unter Bevorzugung von Courmachen und Schlagsahne. Jetzt ist sie nun rundlich geworden und beinah gebildet, oder doch, was man so gebildet zu nennen pflegt . . . Nun ist das Püppchen eine Kommerzienrätin und kann sich alles gönnen, auch das Ideale . . . Ein Musterstück von einer Bourgeoise" [13].

Sie ist durchaus nicht so berechnend wie Mathilde, der Zwiespältigkeit ihres Wesens ist sie sich nicht bewußt. Sie bildet sich aufrichtig ein, „ein gefühlvolles Herz und vor allem ein Herz „für das Höhere" zu haben. Aber sie hat nur ein Herz für das Ponderable, für alles, was ins Gewicht fällt und Zins trägt . . ." [14]. So wird ihr Leben zur Lüge, ihr Dasein ist voller Unwahrhaftigkeit. Sie sieht nur die Äußerungen bürgerlicher Kultur und versteht nicht deren Wesen und nicht die Grundlagen, auf denen sie beruht. Und so kann sie auch nur den äußeren Formen nachstreben, ohne einen Sinn zu haben für deren Gehalt. Bei Entscheidungen, die ihr lebenswichtig sind, muß dieses Scheinwesen von ihr abfallen und das, was ihr allein einen Wert bedeutet, das Geld, den Ausschlag geben. „Sie liberalisieren und sentimentalisieren beständig, aber das alles ist Farce; wenn es gilt Farbe zu bekennen, dann heißt es: Gold ist Trumpf und weiter nichts" [15].

11) F. I, 5, 308.
12) F. I, 5, 303.
13) F. I, 5, 307.
14) F. I, 5, 381.
15) F. I, 5, 381.

Wie fein ist neben Jenny, dieser Scheinexistenz, die echte bürgerliche Festigkeit und Geradheit und auch Selbstbeschränkung des alten Schmidt geschildert. Er hat sein wirtschaftliches Auskommen, und Schätze anzuhäufen, ist nicht bürgerliche Art. So spielt das Geld bei ihm keine Rolle, und er kann sich frei seinen geistigen Interessen und Aufgaben widmen und in seinem Hause jene wirkliche, bürgerliche Kultur pflegen, die Jenny durch äußerliche Nachahmung erstrebt. Er macht keinen Pomp, bleibt in dem ihm gegebenen Rahmen, und alles was er tut, hat seine feste, überlieferungsgemäße oder ideelle Grundlage in ihm selbst. Er tut nichts, um mehr vorzutäuschen als er ist. Dieses unbedingte Beschränken auf die eigenen Möglichkeiten, dieses Garnicht-über-sich-hinaus-streben führt leicht zu einer Verengung, die der Spießbürgerlichkeit nahe steht. Der Besucherkreis des Hauses Schmidt ist dieser Verkalkungsform des Bürgertums schon bedenklich angenähert.

In der Form der Geselligkeit der Häuser Schmidt und Treibel zeigt sich gut der Unterschied zwischen dem Bürger und dem Bourgeois. Jenny lädt sich mit Vorliebe alte, langweilige Hofdamen ein, um mit ihnen zu protzen. Die gesellschaftlichen Beziehungen werden vielfach aus geschäftlichen Gründen unterhalten. Die Gesellschaft ist willkürlich aus den verschiedensten Menschen mit den verschiedensten Interessen zusammengewürfelt. So ist es natürlich, daß die Unterhaltung die nichtssagende Form der Konversation annimmt.

Der Kreis, der sich bei Prof. Schmidt allwöchentlich zusammenfindet, hat durchaus anderen Charakter: nicht große Gesellschaften zu geschäftlichen Zwecken oder um nach außen hin zu glänzen, auch keine gelegentlichen Besuche irgendwelcher Leute, sondern eine fest geregelte Zusammenkunft, eine Ordnung also des Vergnügens. Die Freunde werden verpflichtet zum Erscheinen; man liebt nichts Überraschendes, Plötzliches, die Tage wie die Stunden sind festgesetzt. Diese Sicherung des Vergnügens — wie wir sie in anderer Form finden bei bürgerlichen Stammtischen, Kaffeekränzchen, Kegelabenden — bedingt auf der anderen Seite eine Einförmigkeit, eine Erstarrung. Die Unterhaltung ist auch hier kein lebhafter Gedankenaustausch mehr, der geistige oder Erlebniswerte schafft. Schmidt faßt es treffend in seiner humorvollen Art: „. . . wenn wir unter uns sind, so folgen wir unseren Auseinandersetzungen eigentlich immer nur aus Rücksicht und Artigkeit und leben dabei mehr oder weniger der Überzeugung, alles, was seitens des anderen gesagt wurde, viel besser oder — wenn wir bescheiden sind — wenigstens ebensogut sagen zu können. Und das lähmt immer“ [16]).

Aber der Bürger braucht die Gemeinschaft, um die Bestätigung seiner Individualität, die Anerkennung seiner persönlichen Eigenarten und Werte zu erhalten, und so wird dieser Abend auf alle Fälle für eine Zusammenkunft sichergestellt. „Wie sich von selbst versteht, zerfiel die Gesellschaft, wie jede Vereinigung der Art, in fast ebenso viele Parteien,

16) F. I, 5, 354.

wie sie Mitglieder zählte" [17]), eine deutliche Folge der Tatsache, daß jeder einzelne eben nicht mehr Gemeinschaft an sich sucht, sondern nur ein Forum, vor dem er sich in seiner Persönlichkeit präsentieren kann.

Der Zweck ist persönliche Anregung, Entspannung, Aussprache im Freundeskreis, Belohnung für die getane Arbeit, Freude. Daß diese programmäßige Freude jedoch an Wert verliert, das darf der Bürger nicht zugeben. „So versicherte beispielsweise jeder, ‚ohne den ‚Abend' eigentlich nicht leben zu können', was in Wahrheit nicht ausschloß, daß immer nur die kamen, die nichts Besseres vorhatten; Theater und Skat gingen weit vor und sorgten dafür, daß Unvollständigkeit der Versammlung die Regel war und nicht mehr auffiel" [18]). Dies ist einer der vielen Fälle, wo der Bürger durch seinen Trieb, alles zu ordnen – selbst das Vergnügen —, das Erlebnis senkt und durch die unbedingte Anerkennung dieser Ordnung zur Unwahrhaftigkeit gedrängt wird.

Corinna und ihre Verlobung: da ist bereits das Thema angeschlagen, das dann in den meisten der Fontaneschen Romane immer und immer wieder die führende Rolle übernimmt: Liebe und Ehe und Ehebrüche mit all ihren verschiedenen Ursachen und Folgen. Und noch ein anderes Thema taucht hier auf: das Eindringen moderner Ideen in die alte, bürgerliche Welt.

Corinna ist ein sehr kluges Mädchen. Sie ist gewohnt, selbst zu denken und zu urteilen und sich selbst zu beobachten und zu analysieren, nicht etwa in humorvoller Selbstironie wie ihr Vater, sondern nur zum Zwecke der Selbsterkenntnis, zur Ausbildung und Vollendung ihrer persönlichen Eigenart. Und wenn der Bürger den Nachdruck trotz seines Strebens nach individueller Vervollkommnung auf allgemeine und allgemein anerkannte Werte legt und Selbstäußerung und andere konventionell-ethische Forderungen in den Vordergrund schiebt, so hat Corinna durchaus den Mut — oder auch die Anmaßung —, ihre Einschätzung der eigenen Person durchaus nicht zu verheimlichen. Bei Jenny Treibel sehen wir ein Verstecken ihrer Wesensart, ein ständiges Dienern vor allgemeinen Anforderungen, bei Corinna gerade das Gegenteil. Ohne Scheu bekennt sie sich zu dem Vorwurf der Berechnung, der Koketterie, der Verführung, der sie treffen sollte. „Ich habe meinen guten Verstand und bin offen und frei und übe damit eine gewisse Wirkung auf die Männer aus — soll ich mich dessen entkleiden? soll ich mein Pfund vergraben? soll ich das bißchen Licht, das m i r geworden, unter den Scheffel stellen? Verlangen Sie, daß ich bei Begegnungen mit Ihrem Sohne wie eine Nonne dasitze, bloß damit das Haus Treibel vor einer Verlobung mit mir bewahrt bleibe?" „. . . das ist unser altes Evarecht, die großen Wasser spielen zu lassen und unsere Kräfte zu gebrauchen, bis das geschieht, um dessentwillen wir da sind, mit anderen Worten, bis man um uns wirbt" [19]).

Aber nicht darin unterscheidet sich Corinna von dem gut bürgerlichen Mädchen, daß sie diese Wasser spielen läßt, sondern daß sie sich dessen

17) F. I, 5, 355.
18) F. I, 5, 356.
19) F. I, 5, 470/1.

bewußt ist und darüber spricht! Sie stellt das Recht ihrer Persönlichkeit, das Recht des Einzelmenschen höher als Konvention und Sitte, ja, sie erkennt es als das einzig für sie geltende Recht an. Ihre eigene, persönliche Wertung trägt sie an feststehende Begriffe heran und wertet um. Und dieses Umwerten ist ebenso unbürgerlich wie ihre Ichbezogenheit. Der Maßstab, nach dem sie urteilt, ist das Glück, daß sie sich ausgemalt hat: Reichtum ist seine Grundlage.

Doch ist alles dies nicht so sehr Ausdruck ihrer Natur wie spielerische Einbildungskraft. „. . . wenn sie sich darin gefallen hat, dir von Modernität zu sprechen und dir vielleicht eine Pariser Hutnadel oder eine Sommerjacke, dran alles chic und wieder chic ist, zu beschreiben und so zu tun, als ob es in der ganzen Welt nichts gäbe, was an Wert und Schönheit damit verglichen werden könnte, so ist das alles bloß Feuerwerk, Phantasietätigkeit, jeu d'esprit . . ." [20]). Sie ist jung, und der junge Mensch ist meist zu sehr Ekstatiker, zu sehr Schwärmer, als daß er sich ohne weiteres in die gemäßigte und das Ich beschränkende, bürgerliche Welt einordnet.

Ihr Trachten nach irdischen Gütern allein scheint bewiesen durch den Eifer, mit dem sie ihre Verlobung mit dem reichen Leopold Treibel betreibt. Aber bei der Beurteilung Jennys zeigt sich ihr wahrer Charakter. „Diese Rätin, mit ihrem überheblichen Nein, hat mich nicht da getroffen, wo sie mich treffen konnte, sie weist diese Verlobung nicht zurück, weil mir's an Herz und Liebe gebricht, nein, sie weist sie nur zurück, weil ich arm oder wenigstens nicht dazu angetan bin, das Treibelsche Vermögen zu verdoppeln" [21]).

So ist all ihr Reden, in dem sie äußere Güter preist zuungunsten innerlicher Werte, erwiesen als Spiel ihrer Einbildungskraft. Und ihr Handeln bringt schließlich den Beweis, daß sie nicht die „moderne" Frau ist, die sie scheinen will — modern nämlich hier im Sinne der ‚modernen', neu aufgekommenen Schicht des Kapitals, die die unterbürgerlichen, irdischen Werte allein anerkannte. Sie war nicht modern in diesem Sinne, sondern sie findet sich durchaus hinein in die bürgerlich gutgeheißene Heirat mit Marcel. Gutgeheißen ist diese Ehe darum, weil Marcel im Gegensatz zu Leopold ein Mensch von Charakter ist, fleißig und arbeitsam; er hat eine sichere, wenn auch nicht üppige Stellung, und sein Lebensweg liegt bis zum letzten klar vorgezeichnet: Archäologe, Forschungsreise nach dem Orient, nach der Rückkehr Lehrstuhl an der Universität. Leopold dagegen ist reich, aber schwach, durch seinen Vater versorgt, aber nicht leistungsfähig; und — was den Ausschlag gibt — auch charakterlich paßt Marcel besser zu Corinna als Leopold. ". . . ihr paßt ganz vorzüglich zusammen. Sie hat die genialere Natur, hat so den letzten Knips von der Sache weg, aber das gibt keineswegs das Übergewicht im Leben. Fast im Gegenteil. Die Genialen bleiben immer halbe Kinder, in Eitelkeit befangen, und verlassen sich immer auf Intuition und

---

20) F. I, 5, 350.
21) F. I, 5, 478.

bon sens und Sentiment . . . sie verlassen sich auf ihre guten Einfälle. Damit ist es nun aber so so; manchmal wetterleuchtet es freilich eine halbe Stunde lang oder auch noch länger . . . aber mit einem Mal ist das Elektrische wie verblitzt, und nun bleibt nicht bloß der Esprit aus . . . sondern auch der gesunde Menschenverstand . . . Sie bedarf einer verständigen Leitung, das heißt sie bedarf eines Mannes von Bildung und Charakter. Das bist du . . ." [22]). Und mit dieser Auffassung — der Notwendigkeit charakterlicher Zusammengehörigkeit — gibt Schmidt dem Ethos der bürgerlichen Ehe Ausdruck; die wirtschaftliche Sicherheit ist nur eine stillschweigende Voraussetzung. Sie darf nie Ziel oder Ursache einer Eheschließung sein.

Wenn auch Corinna im Roman „modern" genannt wird wegen ihrer materialistischen Anschauungen, so hat doch Fontane durchaus nicht die ablehnende Haltung gegen das Moderne, die einseitig nur das stärkere Hervortreten des Materiellen sieht, sondern Schmidt spricht seine Meinung aus, wenn er gegen Distelkamps Wertschätzung der guten alten Zeit zu Felde zieht. „. . . ich weiß wohl, jede Zeit denkt, sie sei was Besonderes, und die, die kommen, mögen meinetwegen auch über uns lachen; aber . . . vom gegenwärtigen Standpunkt unseres Wissens, oder sag ich auch bloß unseres Geschmackes aus, darf doch am Ende gesagt werden, es war etwas Furchtbares mit dieser Perückengelehrsamkeit, und die stupende Wichtigkeit, mit der sie sich gab, kann uns nur noch erheitern" [23]). Und die folgende Erörterung dreht sich in Fontanescher Dialektik um diese neuen Anschauungen: das Recht der Persönlichkeit, sich selbst zu leben und seinem eigenen Vorteil, das Recht, aus sich selbst und seinem ethischen Gefühl zu handeln und zu urteilen, und die Pflicht, sich selbst zu entwickeln und über sich hinaus zu steigern. Mit dieser Betonung des Einzelmenschen verbunden ist eine Relativierung der allgemeinen, bürgerlichen Werte. Der Glaube an das Recht der Persönlichkeit ist aber nicht an sich unbürgerlich. In der Theorie besteht er auch im Bürgertum ebenso wie der Glaube an die Rechte der Gemeinschaft, im Leben aber wird der einzelne immer wieder verpflichtet, auf sich selbst zu verzichten.

Distelkamp ist der Verfechter des Alten: „Das Entscheidende bleibt doch immer der Charakter, nicht der eitle, wohl aber der gute, ehrliche Glaube an uns selbst. Bona fide müssen wir vorgehen. A b e r mit unserer ewigen Kritik, eventuell auch Selbstkritik, geraten wir in eine mala fides hinein und mißtrauen uns selbst und dem, was wir zu sagen haben. Und ohne Glauben an uns und unsere Sache keine rechte Lust und Freudigkeit, und auch kein Segen . . . Es ist damit wie mit dem Glauben. Es ist nicht nötig, daß das Richtige geglaubt wird, aber daß überhaupt geglaubt wird, darauf kommt es an" [24]).

Und hierzu Schmidt: „Ich kann's in der Theorie gelten lassen, aber in der Praxis ist es bedeutungslos geworden . . . Mit dem bloßen

---

22) F. I, 5, 375.
23) F. I, 5, 360.
24) F. I, 5, 361.

Glauben an sich oder gar . . . mit der geschwollenen Wichtigtuerei, mit der Pompositát ist es heutzutage nicht mehr getan. An die Stelle dieser veralteten Macht ist die reelle Macht des wirklichen Wissens und Könnens getreten . . ." [25]).

Also Persönlichkeitswerte nur in Verbindung mit Wahrhaftigkeit! Es ist oft nichts Neues, was als neu gepredigt wird, nur der Schwerpunkt ist verschoben. Auch Distelkamp verlangt Charakter und Glauben an sich, aber ohne Kritik und damit ohne Entwicklung. Es sind nur noch Ideen, die nach außen vorgeschoben sind, Ideen, nach denen man zu leben scheint, während man im Grunde ganz andere Beweggründe hat. Und während es Distelkamp auf die äußere Wirkung auf die Gemeinschaft ankommt, setzt Schmidt mit den „Modernen" die Wahrhaftigkeit des Handelns und Denkens und Glaubens dagegen.

3. „Die Poggenpuhls".

Zeigten die bisher behandelten beiden Romane das Bürgertum abgesetzt gegen die unteren Schichten (Frau Möhring), gegen die Bourgeoisie (Jenny Treibel) und gegen die Moderne (Corinna), so zeigen die „Poggenpuhls" die bürgerliche Haltung abgegrenzt gegen die adelige. Die Familie gleitet schnell in das Bürgertum hinein, weil ihr die Grundlage des Adlig-Weltmännischen, die wirtschaftliche Unabhängigkeit mit all ihren Ursachen und Folgen fehlt.

War Jenny Treibel zu Reichtum gekommen und entsprach ihre innere Entwicklung und Bildung nicht ihrem äußeren Auftreten, so ist bei den Poggenpuhls genau das Gegenteil der Fall. Die verarmten Poggenpuhls „gaben der Welt den Beweis, daß man auch in ganz kleinen Verhältnissen, wenn man nur die rechte Gesinnung und dann freilich auch die nötige Geschicklichkeit mitbringe, zufrieden und beinahe standesgemäß leben könne . . . (Sie) besaßen die schöne Gabe, nie zu klagen, waren lebensklug und rechneten gut . . ." [26]).

Therese, die älteste der Schwestern, ist — was adlige Gesinnung und adliges Standesbewußtsein anbelangt — noch am vollständigsten verbunden mit den herkömmlichen Anschauungen. Für sie ist Arbeit noch kein Begriff, der für eine Pogge von Poggenpuhl in Frage kommen könnte, eine grundsätzliche Gleichheit aller Menschen erkennt sie nicht an, nicht einmal Geld hat Wert für sie, obwohl sie dessen Fehlen selbst stark empfindet, nur das Poggenpuhlsche allein hat Geltung. Die Tradition, beim Bürger nur Grundlage und Sicherung zukünftigen Aufstiegs, ist bei ihr Grund und Zweck ihres Daseins. Sie erfährt ihre Bestätigung nicht durch die Gemeinschaft, sondern durch die Tradition. Nicht Fortschritt und Aufstieg ist ihr Ziel, sondern Erhaltung des Bestehenden. Nicht vorwärts, sondern rückwärts ist sie gewandt. Ihre Aufgabe ist nur, auf den Ruf der Familie zu achten und — darin sind sich alle drei Schwestern einig — durch Verzicht und Entsagung ihren Brüdern zu

25) F. I, 5, 361.
26) F. II, 2, 13.

ermöglichen, die Heldenreihe des Hochkirchers und des Sohrschen noch ein weniges zu verlängern. Und mit Aufgabe ihrer Persönlichkeit setzen sie sich für dieses Ziel der Familienehre eine, ein Zug, der weniger bürgerlich als adlig ist, denn der Bürger weiß im allgemeinen zu wenig von seiner Familie, als daß sie für ihn von bestimmendem Wert sein könnte.

Aber es ist nicht mehr die echte Selbstverständlichkeit der Haltung, die Therese zeigt, sondern sie hat etwas Verkrampftes, Verengtes Veräußerlichtes. Die materielle Unabhängigkeit ist verloren gegangen, aber noch nicht ersetzt worden durch die bürgerliche Auffassung der Arbeit. Und so kommt es wiederum zu einem Scheinleben unbürgerlicher Art.

Leo, der jüngste Bruder, ist sich dieser Tatsache vollkommen bewußt. „Ich habe mein Poggenpuhlhochgefühl . . . fast so gut wie Therese; wenn ich dieses Hochgefühls aber froh werden soll, so brauche ich zu meinem Poggenpuhlnamen, der, trotz aller Berühmtheit, doch leider nur eine einstellige Zahl ist, noch wenigstens vier Nullen“ [27]). Er lebt „standesgemäß“ als Offizier, und da er keine Zuschüsse von Hause erhalten kann, macht er Schulden über Schulden. Aber diese drücken ihn nicht sehr, sie tragen nur dazu bei, ähnlich wie seine Duelle, ihn seinem Schneidigkeitsideal beträchtlich näher zu bringen. Keinesfalls sind sie eine Schande für ihn. Als Bürger dürfte er keine Schulden machen, denn der Bürger kann sich durch seiner Hände Arbeit oder durch sein Wissen genug zum Lebensunterhalt verdienen, und dabei wird er Sorge tragen, für schlechte Zeiten zu sparen. Muß er Not leiden, so ist das ein Zeichen, daß er sie verdient hat durch Unfähigkeit oder Gleichgültigkeit oder Leichtsinn. Und deshalb schämt er sich seiner Not und sucht sie zu verbergen. Und da der Bürger für die Zukunft sorgt, kann er auch nicht um des Augenblickes willen die Zukunft belasten. Leo dagegen lebt ganz dem Augenblick. „Wer was hat, nun ja, der kann das Leben so nehmen wie's wirklich ist . . . wer aber nichts hat, wer immer in einer Wüste Sahara lebt, der kann ohne Fata Morgana mit Palmen und Odalisken und all dergleichen gar nicht existieren . . . Wenn es dann, wenn man näher kommt, auch nichts ist, so hat man doch eine Stunde lang gelebt und gehofft und hat wieder Courage gekriegt und watet gemütlich weiter durch den Sand. Und so sind denn die Bilder, die so trügerisch und unwirklich vor uns gaukeln, doch eigentlich ein Glück [28]). Leo spielt. Er hat die Art eines Weltmannes, der die Relativität einer Haltung zutiefst durchschaut, und sie doch einnimmt.

Die beiden jüngeren Schwestern haben die adlige Standesauffassung bewußt schon fast ganz durch eine bürgerliche Haltung ersetzt, wenn sie auch stolz sind auf ihre Ahnenreihe und den Ruhm ihrer Familie. Manon verkehrt zum Entsetzen Thereses bei dem jüdischen Bankier, und Sophie macht von ihren Talenten praktischen Gebrauch, um für die Familie kleine Vorteile zu erarbeiten. Wie Leo auch halten beide nicht allzuviel von dem Poggenpuhlschen allein. Der Name macht es nicht,

---

27) F. II, 2, 66/7.
28) F. II, 2, 35/6.

denn „wer hat heutzutage nicht einen Namen? Und was macht nicht alles einen Namen! Pears Soap, Blookers Cacao, Malzextrakt von Johann Hoff. Rittertum und Heldenschaft stehen daneben weit zurück“ [29]). Und die besondere Leistung der Poggenpuhls, nämlich ihre „Gesinnung“ und „Treue“ [30]) bis in den Tod, scheint ihnen nicht genug, um sich deshalb höher einzuschätzen als andere Menschen mit praktischen Verdiensten.

Am wenigsten adliges Standesbewußtsein hat die Mutter. Sie stammt aus einem bürgerlichen Pfarrhause, und bürgerliche Haltung liegt ihr tief im Blut. Sie sorgt für die Zukunft und verachtet die Gegenwart, selbst die kleinen Freuden des Augenblicks scheinen ihr wertlos. Durch ihre ständige Angst vor der Not und durch die Sorge um das Lebensnotwendigste ihrer Kinder erhält sie sogar etwas Ähnlichkeit mit der alten Möhring.

Wie wenig alle die Standesunterschiede in sich gegründet sind, zeigt sich gerade an den Poggenpuhls. Die Mutter wie die Tante sind bürgerlicher Herkunft. Die Tante hat vollkommen die Formen der vornehmen Welt, die Sicherheit des Auftretens, daß selbst Therese sie als gültige Vertreterin der Familie anerkennen muß. Die Mutter dagegen ist klein und ängstlich, ohne Standesgefühl. Denn was bedeutet ihr der Adel bei Entbehrung und Sorge? Äußerliche Zufälle, Schicksal, Fügung, Mächte, die außerhalb des eigenen Wollens und Könnens das Leben bestimmen, geben dem Menschen den Adel der Geburt wie die Möglichkeit, seinen Anforderungen zu entsprechen. „Ich hatte auch mal mein Selbstgefühl und meinen Stolz, aber all das hat das Leben zerrieben und mich mürbe gemacht . . . Das mit der Tante . . . das alles hätte das Leben auch aus mir machen können. Es hat es nur nicht gewollt. In einem Schlosse zu Hause zu sein und Hunderte beglücken . . . das alles ist eine andere Lebensschule, wie wenn man nach Herrn Nebelungs Augen sehen und sich um seine Gunst bewerben muß. Ich habe nur sorgen und entbehren gelernt. Das ist meine Schule gewesen. Viel Vornehmes ist dabei nicht herausgekommen, nur Demut. Aber . . . die Demut, wenn sie recht und echt ist, ist vielleicht auch eine Eigenschaft, die sich unter dem Adel sehen lassen kann“ [31]). Und damit setzt sie gegen die Formen adliger Vornehmheit den inneren Adel der Gesinnung, sie entrückt das Adlige dem historisch Gegebenen und dem Zufall und ordnet es ein unter die großen, inneren Werte ihrer bürgerlichen Weltordnung.

4. „Irrungen Wirrungen“.

Waren bei den ersten drei Romanen bürgerliche und unbürgerliche Haltung gegeneinander abgesetzt, so liefen doch beide Haltungen nebeneinander her oder gingen ineinander über, ohne ernstliche Kämpfe hervorzurufen. Anders bei der nächsten Gruppe: „Stine“ und „Irrungen Wirrungen“. Adel und Kleinbürgertum stehen sich kraß mit den ganzen

---

29) F. II, 2, 66.
30) F. II, 2, 27.
31) F. II, 2, 118/9.

Widersprüchen ihrer Haltung wie ihrer Anforderungen gegenüber. Und dazwischen stehen zwei Menschen, durch innige Liebe miteinander verbunden; in „Irrungen Wirrungen" Botho und Lene.

Botho ist kein Bürger. Das Hauptkennzeichen des Bürgers, die Wertschätzung der Arbeit als sichernder Grundlage des Aufstiegs, hat für ihn keine Geltung. Sein Besitz, sein Schloß und sein Gut, sind Sicherung genug für ihn. Arbeit ist unstandesgemäß. So lebt er nur seinem militärischen Dienst, der nicht als Arbeit gerechnet wird, da er keine Werte im bürgerlichen Sinne schafft: greifbare Güter oder sichtbare Fortschritte in der Wissenschaft, der Kunst, der Kultur. Allerdings ist sein Besitz nicht imstande, ihn zu ernähren. Er hat Schulden über Schulden darauf lasten, die aber für ihn als Nichtbürger gesellschaftlich kein Hindernis bilden. Auch die Art ihrer Beseitigung weicht ab von der bürgerlichen Regel: nicht durch Arbeit, sondern durch eine reiche Heirat werden sie behoben.

Er wäre auch garnicht in der Lage, einen bürgerlichen Beruf auszuüben. „Wer bin ich? Durchschnittsmensch aus der sogenannten Obersphäre der Gesellschaft. Und was kann ich? Ich kann ein Pferd stallmeistern, einen Kapaun tranchieren und ein Jeu machen. Das ist alles, und so hab ich denn die Wahl zwischen Kunstreiter, Oberkellner und Croupier" [32]). Er ist gebunden an seine Schicht, ist auf ihre Lebensnorm angewiesen, muß sich in ihre Ordnung fügen. Und diese Ordnung verlangt die Erhaltung des ererbten Gutes wie die Reinerhaltung des Blutes um der Familie und der Erben willen. So sind oft Familienüberlieferung, Familienbeschlüsse, Standesbewußtsein und wirtschaftliche Vorteile statt der Liebe ausschlaggebend bei Eheschließungen. Der Bürger wird es nie zugeben, daß er ein Mädchen, das er heiratet, nicht liebt. Botho dagegen darf es tun, ohne Anstoß zu erregen. Aber Botho liebt wirklich, und er liebt ein Mädchen, das er nach Herkommen und Sitte unmöglich heiraten kann. Ja, er darf sich nicht einmal mit ihr zusammen sehen lassen. Und durch dieses echte, klare Gefühl kommt er in Zwiespalt mit der Gesellschaft, mit den Angehörigen seines Standes; aber auch das Gefühl des Bürgers steht gegen ihn, denn dieser erkennt die Standesgrenzen an und will sie gewahrt wissen. Den Anforderungen der gesellschaftlichen Ordnung, der praktischen Sicherung seines Lebens auf der einen Seite steht seine Leidenschaft, die Wahrheit seines Gefühls, das Glück seines Herzens, sein inneres Leben auf der anderen gegenüber. Und er ist nur zu sehr geneigt, diesem den Vorrang einzuräumen. „Das Gefühl ist souverän, und die Tatsache, daß man liebt, ist auch das Recht dazu, möge die Welt noch so sehr den Kopf darüber schütteln oder von Rätsel sprechen. Übrigens ist es kein Rätsel . . . Jeder Mensch ist seiner Natur nach auf bestimmte, mitunter sehr, sehr kleine Dinge gestellt, Dinge, die, trotzdem sie klein sind, für ihn das Leben oder doch des Lebens Bestes bedeuten. Und dies Beste heißt mir Einfachheit, Wahrheit, Natürlichkeit. Das alles hat Lene" [33]). Aber Botho ist nicht der Mensch, sich über

---

32) F. I, 5, 211.
33) F. I, 5, 212/3.

die gegebenen Ordnungen kampflos hinwegzusetzen. „Du liebst mich und bist schwach . . . Alle schönen Männer sind schwach und der Stärkere beherrscht sie . . . Und der Stärkere . . . Nun, entweder ist's deine Mutter oder das Gerede der Menschen, oder die Verhältnisse. Oder vielleicht alles drei . . ." [34]). Und das ist auch der Fall. Seine Erziehung, der Zwang der Verhältnisse, die Ordnung der menschlichen Gesellschaft, alle sind wesenhaft genug, daß er sie nicht einfach von sich abschütteln kann. Und er will es auch garnicht. „Es liegt nicht in mir, die Welt herauszufordern und ihr und ihren Vorurteilen öffentlich den Krieg zu erklären; ich bin durchaus gegen solche Donquichotterien. Alles, was ich wollte, war ein verschwiegenes Glück, ein Glück, für das ich früher oder später, um des ihr ersparten Affronts willen, die stille Gutheißung der Gesellschaft erwartete" [35]). Und dieses Glück muß er aufgeben, trotz seines Widerwillens gegen das „Unwahre, Geschraubte, Zurechtgemachte" [36]) seiner zwangsmäßigen Heirat. Aber das Grabmal Hinckeldeys zeigt ihm den richtigen Weg in seinem Kampf. Hinckeldey war in den Tod gegangen „einer Adelsvorstellung, einer Standesmarotte zuliebe, die mächtiger war als alle Vernunft, auch mächtiger als das Gesetz, dessen Hüter und Schützer zu sein er recht eigentlich die Pflicht hatte. Und . . . was predigt dies Denkmal mir? Jedenfalls das eine, daß das H e r k o m m e n u n s e r T u n b e s t i m m t. W e r i h m g e h o r c h t, k a n n z u g r u n d e g e h n, a b e r e r g e h t b e s s e r z u g r u n d e a l s d e r, d e r i h m w i d e r s p r i c h t" [37]).

Also nicht nur die wirtschaftliche Zwangslage gibt den Ausschlag zu seiner Entscheidung, nicht die Verhältnisse allein zwingen ihn zu diesem Schritt, freiwillig entscheidet er sich zwischen zwei Werten. Er opfert sich und sein Glück für die allgemeine Ordnung. Aber auch ohne Glück kann er noch ein stilles, zufriedenes Dasein in dieser Ordnung führen, ein Dasein, das noch mancher ihm neidet. Entwicklung der Persönlichkeit und Leben der Leidenschaften sind nicht erforderlich im bürgerlichen Leben, und auch die adlige Gesellschaft stimmt darin mit dem Bürgertum überein. Es ist das Ethos der Zeit. Der Mensch ist sozial. Er lebt in der Ordnung der Stände. Immer ist die Gemeinschaft wichtiger als der einzelne. Und nur im Rahmen der Gemeinschaft darf sich jeder entfalten. Wer den Rahmen sprengt, wird asozial, wird gefährlich und wird von allen bekämpft. Wer dem Herkommen gehorcht, k a n n zugrunde gehen, aber immer geht er besser zugrunde als der, der ihm widerspricht!

Und auch Lene fügt sich ein in die großen Ordnungen. Sie weiß, daß ihr Glück erkauft ist mit einem Bruch der Moralgesetze und daß es daher nicht lange währen kann. „Sie hatte den besten, den liebsten Mann . . . und genoß eine kostbare Stunde. War das nicht genug? Und wenn diese Stunde die letzte war . . ., war es nicht schon ein Vorzug, einen solchen

34) F. I, 5, 145.
35) F. I, 5, 213.
36) F. I, 5, 213.
37) F. I, 5, 214.

Tag durchleben zu können?" [38]) Diese eine Stunde bedeutet für sie das Leben. Sie kennt nun Liebe und Glück, sie hat nicht umsonst gelebt. Was auch kommen mag, die Erinnerung bleibt und mit ihr ein Schimmer von Glück. „Erinnerung ist viel, ist alles. Und die hab ich nun und bleibt mir und kann mir nicht mehr genommen werden" [39]). Durch die Erinnerung soll der schwindende Augenblick verewigt und dem Schmerz der Trennung die Tiefe und Unerbittlichkeit genommen werden. „Es geschieht nur, was muß. Wenn man schön geträumt hat, so muß man Gott dafür danken und darf nicht klagen, daß der Traum aufhört und die Wirklichkeit wieder anfängt" [40]). Und sie tut nichts, um den Traum zu verlängern. Ihr Sinn für die Ordnung ist zu stark, als daß sie die Schranken auch nur einen Augenblick vergessen könnte, die Herkommen und Konvention zwischen ihr und Botho errichtet haben. Wenn sie trotzdem ihre Ehre vor der Welt um ihrer Liebe willen opfert, so ist sie bereit, dafür die Sühne auf sich zu nehmen. „Ich habe dich von Herzen liebgehabt, das war mein Schicksal, und wenn es eine Schuld war, so war es meine Schuld. Und noch dazu eine Schuld, deren ich mich . . . von ganzer Seele freue, denn sie war mein Glück. Wenn ich nun dafür zahlen muß, so zahle ich gern" [41]). Aber ihr Wille ist schwächer als ihr Gefühl. Die Verhältnisse, „wo knüpfen und lösen in dieselbe Stunde fällt, . . . sind nicht die schimmsten, die schlimmsten sind die, die den Mittelkurs halten. . . . Hüten Sie sich von diesem Mittelkurs, hüten Sie sich vor dem Halben. Was Ihnen Gewinn dünkt, ist Bankrott, und was Ihnen Hafen scheint, ist Scheiterung. Es führt n i e zum Guten, auch wenn äußerlich alles glatt abläuft und keine Verwünschung ausgesprochen wird. Und es kann auch nicht anders sein . . . Es kann nichts ungeschehen gemacht werden, und ein Bild, das uns in die Seele gegraben wurde, verblaßt nie ganz wieder, schwindet nie ganz wieder dahin . . . Vieles ist erlaubt, nur nicht das, was die Seele trifft, nur nicht Herzen hineinziehen und wenn's auch bloß das eigne wäre" [42]).

Lene hat auf die Sicherungen der Gesellschaft verzichtet und sich auf ihr Gefühl verlassen. Aber Leidenschaft ist Gefahr. Wer dem Herkommen gehorcht, kann zugrunde gehen, aber er geht besser zugrunde, als wer ihm widerspricht! Die Gefahr der Leidenschaft, Furcht vor der Gewalt der Gefühle und Sicherung durch die Ordnungen der Gesellschaft, das ist bürgerliche Welt. „Arbeit und täglich Brot und Ordnung. Wenn unsre märkischen Leute sich verheiraten, so reden sie nicht von Leidenschaft und Liebe, sie sagen nur: ‚Ich muß doch meine Ordnung haben'. Und das ist ein schöner Zug im Leben unseres Volks und nicht einmal prosaisch. Denn Ordnung ist viel und mitunter alles" [43]). Ordnung aber heißt in diesem Falle: Ehe. Und die Ordnung wird wiederhergestellt durch die Heirat Bothos und durch die Heirat Lenes. Aber es ist doch bezeichnend, daß

38) F. I, 5, 194.
39) F. I, 5, 217/8.
40) F. I, 5, 218.
41) F. I, 5, 218.
42) F. I, 5, 280.
43) F. I, 5, 215.

es gerade ein Mann der neuen Welt sein muß, der sich über die verletzte Ordnung hinwegsetzt, dem es nur ankommt auf Ehrlichkeit und Geradheit und Offenheit. Und das hat Lene. Nicht der Schein ist für ihn ausschlaggebend sondern ihr Sein. Aber nur dadurch ist seine Haltung berechtigt, daß es gilt, etwas wieder in Ordnung zu bringen. Die Ordnung zu zerstören aus Gründen der Wahrheit oder der Ehrlichkeit, das darf nicht sein.

Das Geschehen zwischen Botho und Lene ist herausgehoben aus seiner Einmaligkeit, indem ähnliches Geschehen danebengestellt wird: Rexin und die schwarze Jette, Frau Dörr und ihr alter Graf, die Kameraden Bothos mit ihren „Damen" in Hankels Ablage. Auch bei Rexin ist das Gefühl groß und echt, und er will sich seine Liebe bewahren in einer Ehe ohne Ehe, in einer Ehe ohne Standesamt oder kirchliche Weihe; Ehrlichkeit, Liebe, Freiheit steht ihm am höchsten. Aber es ist etwas Halbes, was er erstrebt, und Lenes innerer Zusammenbruch widerlegt das Recht dieser Anschauungen durch die Tat. — Auch Frau Dörr hatte einmal ein ‚Verhältnis', aber ganz anders als die Lene. „Mein Graf mit seine fuffzig aufm Puckel, na, der war auch man ganz simpel und bloß immer kreuzfidel un unanständig" [44]). Und sie spricht davon „wie von einem unbequemen Dienst, den sie getreulich und ehrlich erfüllt hat, bloß aus Pflichtgefühl" [45]). Und nun hat sie Dörr, ist anständig mit ihm verheiratet, und die Ordnung ist wiederhergestellt. Alles hat sich von selbst damit wieder eingerenkt, denn sie ist nie mit dem Herzen dabei gewesen. Aber die Lene: „Jott, ein Engel is sie woll grade auch nich, aber propper und fleißig un kann alles und is für Ordnung und fürs Reelle. Und . . . das ist grade das Traurige. Was da so rumfliegt, heute hier un morgen da, na, das kommt nicht um, das fällt wie die Katz immer wieder auf die vier Beine; aber so'n gutes Kind, das alles ernsthaft nimmt und alles aus Liebe tut, ja, das ist schlimm" [46]).

Immer wieder: Wissen um Leidenschaften, aber Flucht davor. Selbst die Mädchen, die Bothos Kameraden in Hankels Ablage bei sich haben, fürchten die Leidenschaft und haben Sehnsucht nach Ordnung. „Eigentlich is es alles bloß langweilig. Eine Weile geht es, und ich will nichts dagegen sagen und will's auch nicht abschwören. Aber die Länge hat die Last. So von fuffzehn an und noch nich mal eingesegnet. Wahrhaftig, je bälder man wieder raus ist, desto besser. Ich kaufe mir denn ne Dest'lation und weiß auch schon, wo, und denn heirat ich mir einen Wittmann und weiß auch schon, wen. Und er will auch. Denn das muß ich Ihnen sagen, ich bin für Ordnung und Anständigkeit, und die Kinder orntlich erziehn, und ob es seine sind oder meine, ist janz egal" [47]).

Die Ordnung ist das Beste, sie ist das einzig Beständige, das Sichere, in ihr ist man geborgen vor der Welt, vor dem Schicksal, vor sich selbst. Sie wird zum Ethos der Zeit, wenn sich der Mensch im

44) F. I, 5, 118.
45) F. I, 5, 143.
46) F. I, 5, 118.
47) F. I, 5, 203.

Bewußtsein seiner Pflicht ihr in Freiheit unterordnet; sie wird zur Freistatt für die Menschen, die ihr Leben vergeudeten in sinnlosem Umherschweifen ihrer seelischen Kräfte. Die Ordnung ist der höchste Wert, höher selbst als die Wahrheit.

5. „Stine".

Wie Lene stammt auch Stine und ihre Schwester Pauline Pittelkow aus der untersten Schicht des Bürgertums, dem Kleinbürgertum. Der Kleinbürger kennt wohl die Forderungen, die Ideale, die Ziele bürgerlicher Haltung, er strebt auch, danach zu leben, aber er weiß zu gut von den äußeren Schwierigkeiten, die sich einem solchen Leben entgegenstellen. Er ist daher duldsamer geworden und menschlicher in der Beurteilung von Fehltritten. „Die, die Not leiden, wollen vor allem aus ihrer Not und ihrem Elend heraus und sinnen und simulieren bloß, wie das zu machen sei. Brav sein und sich rechtschaffen halten, das ist alles sehr gut und schön, aber doch eigentlich nur was Feines für die Vornehmen und Reichen, und wer arm ist und das Feine mitmachen will, über den ziehen sie bloß her und reden und spotten, daß man was Apartes sein wolle" [48]).

Die Menschen dieser Schicht haben noch das gesunde Empfinden für die Werte, die hinter den allgemeinen Forderungen stehen und empfinden daher noch sehr richtig die Form allein als leer und lächerlich. Sie empfinden auch deutlich, daß die ästhetischen wie die ethischen Forderungen des Bürgertums eine gewisse Kulturhöhe voraussetzen, die nicht nur durch das Äußere erworben werden kann. Und im Gegensatz zum Bourgeois leben und urteilen sie nach praktischen Gesichtspunkten, sie wandeln die allgemeinen Forderungen aus ihrer Unbedingtheit bei den wirklichen Einzelfällen der praktischen Möglichkeit und dem Wert der einzelnen entsprechend ab.

Das zeigt ganz klar die Witwe Pittelkow. Pauline ist eigentlich die Hauptperson des Romans. Sie steht in einem „unsittlichen" Verhältnis zu dem Grafen, aber die Not und der Hunger haben sie dazu gezwungen, deshalb ist es verzeihlich. „Gewiß, Arbeiten is gut, un wenn ich mir so die Ärmel aufkremple, is mir eigentlich immer am wohlsten. Aber . . . denn is man mal krank un elend . . . Wo soll man's denn hernehmen?" [49]). Ihr Leben mit ihm ist für sie wie ein Dienst, den sie aus Dankbarkeit treu und ehrlich und voll guten Willens erfüllt. Und in ihrem Kreise findet sie dadurch auch die Anerkennung. „Daß sie das Verhältnis hat, ist ihr kein Lob, aber bei der großen Mehrzahl auch keine Schande. Die arme Frau, so sagen sie, sie hätt's lieber anders. Aber sie muß. Und muß ist eine harte Nuß. Und so läßt man sie's nicht entgelten und fordert nur das eine von ihr, daß sie, was sie versprochen, auch respektiere" [50]). Das Wort und die Zusage sind beide unabhängig von

---

48) F. I, 5, 48.
49) F. I, 5, 18.
50) F. I, 5, 49.

äußerem Zwang, sie beruhen auf Willensfreiheit, auf dem Ethos im einzelnen, und was man freiwillig übernimmt, das muß man halten, und auch die Ärmsten können das. Sittlichkeit ist etwas W ü n s c h e n s w e r t e s, aber nicht immer das Mögliche und dadurch im letzten auch nicht das Notwendige. Aber immer möglich sind die Forderungen, die aus der Freiheit des Handelns entspringen, und es ist daher auch immer notwendig, daß man diese erfüllt; und dazu gehört die Zusage, die Pflichterfüllung, die Treue, der gute Wille, die Selbstzucht.

Pauline erfüllt treulich ihre Pflicht. Ihren Mann hat sie mit allem, was sie hatte, treu bis zum Tode gepflegt, und auch für ihre Schwester Stine sorgt sie mit rührender Selbstaufopferung. Es ist ihr auch nicht leicht geworden, sich hineinzufinden in ihr Leben, wie es geworden ist. „Eher schwer. Aber ... nicht schwer von Tugend wegen, sondern nur deshalb, weil ihr von Natur an einem Leben nichts liegt, wie sie's zu führen gezwungen ist. ... (Sie) ist arbeitsam und ordentlich und ganz ohne Passion" [51]). Ohne Passion, das heißt, sie ist gesichert gegen eigene Leidenschaften, sie hat Selbstzucht, sie hat Maß. Und Maß ist erforderlich für die Sicherung bürgerlicher Haltung. Wenn Leidenschaft hineinkommt ins Leben, und das Leben von der Leidenschaft bestimmt wird, hört es auf, bürgerlich zu sein. Leidenschaft und Gefühle, das sind für den Bürger „Anwandlungen, Fieberanfälle. Solange sie dauern, legt man sich die Weltgeschichte nach dem kleinen Gefühl zurecht, das einen gerade beherrscht; aber von heute auf morgen, oder wenn es hoch kommt von heute bis übers Jahr, hat man sich besonnen und sieht die Dinge nicht mehr durch das Trug- und Zauberglas unsrer erhitzten Phantasie, sondern durch die Fensterscheibe der Alltäglichkeit" [52]). Für das Leben in seiner Gesamtheit, für die G e s t a l t u n g des Lebens sind sie unwesentlich und gar schädlich, verwirrend. Der innere Frieden und die innere Ruhe allein sind ausschlaggebend für das Glück des Lebens.

Deshalb gehört Stine zu den Glücklichen. „Sie müssen nun freilich nicht denken, ich wisse vor lauter Glück nicht ein noch aus ... ich bin glücklich, aber nicht wie die, welche die Not nicht kennen und immer nur gute Tage haben... Aber ich bin so gut dran wie gewöhnliche Menschen, die Gott schon danken, wenn ihnen nichts Schlimmes passiert" [53]). Es ist ein wehrloses Hinnehmen des Schicksals, ein Verzichten, das diesem bürgerlichen Glück vorausgehen muß.

Und noch eins gehört zum bürgerlichen Glück: die Verbindung mit anderen Menschen, ihre Achtung, ihre Liebe. Der Bürger kann nicht mit sich selbst allein sein. Die innere Einsamkeit ist das Unglück des jungen Grafen Haldern. „Er hat so wenig Menschen gesehen und noch weniger kennen gelernt. In seiner Eltern Hause gab es nicht viel davon (sie sind alle stolz und hart, und seine Mutter ist seine Stiefmutter), und dann hat er Kameraden und Vorgesetzte gehabt und hat gehört, wie seine Kameraden und seine Vorgesetzten sprechen; aber wie Menschen sprechen, das hat er nicht gehört,

---

51) F. I, 5, 49.
52) F. I, 5, 80/1.
53) F. I, 5, 47.

das weiß er nicht recht"[54]). Sowohl das innerliche Band der Familie, Eltern- und Geschwisterliebe, wie der Resonanzboden des Freundeskreises, der die Bestätigung gibt für das eigene Denken und Tun, fehlen ihm. Und so muß die Liebe, die die Begrenztheit des Ichs am stärksten sprengt, alles für ihn sein.

Und diese Liebe gibt ihm Stine, und das macht ihn glücklich. Aber die Liebe zwischen beiden ist unbürgrlich, unberechtigt. Wo Liebe ist, da soll man heiraten, und wenn das nicht geht, dann darf man nicht lieben. Wohl eine ‚Liebschaft' ist möglich, die gehört zu den bürgerlich anerkannten ‚Illegitimitäten', aber Liebe ist Leidenschaft und als solche Gefahr, Gefahr für die Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft wie für das Gleichgewicht — das Glück — des einzelnen. „Liebschaft. Jott, Liebschaft is lange nich das schlimmste. Heut is sie noch, un morgen is sie nich mehr, un er geht d a hin, und sie geht d a hin ... Ach, Stine, Liebschaft! Glaube mir, daran stirbt keiner, un auch nich mal, wenn's schief geht. Was is denn groß? Na, dann läuft ne Olga mehr in der Welt rum, un in vierzehn Tagen kräht nich Huhn nich Hahn mehr danach. Nein ... Liebschaft ist nich viel, Liebschaft is eigentlich gar nichts. Aber wenn's hier sitzt (und sie wies aufs Herz), dann wird es was, dann wird es eklig"[55]).

Aber Heirat ist unmöglich. Das Gefühl für die Standesgrenzen ist nicht nur beim Adel vorhanden, die unteren Schichten haben es sogar ganz stark, wieder im Gegensatz zum Bourgeois. Mit diesem Standesbewußtsein ist jedoch nicht unmittelbar eine Wertung verbunden. Im Grunde sind alle Menschen gleich. Das, was wirklich im einzelnen einer Handlung den Wert gibt, das ist ohne Unterschied für alle gültig. Wenn der junge Graf Haldern seine Gesundheit auf dem Schlachtfelde geopfert hat, hat er nicht mehr getan als andere auch, die nicht zu Pferde saßen und keine Halderns waren und doch ihr Leben daransetzten. Dem Adel, der seine Standesgrenzen eifersüchtig bewacht, der sich abschließt, sich einkapselt, wird durch das Leben immer wieder sein Unrecht bewiesen. Bezeichnend ist das Beispiel des Hauses Schwielow, dessen einzige Aufgabe in der Welt ist, seine Ahnenreihe zu vergrößern, das im übrigen aber garnichts leistet, sondern im Gegenteil unter Durchschnitt begabt, nichts der Welt bieten kann als ein Bild des Verfalls. „Wo das alte Blut nicht aufgefrischt wird, da kann sich die ganze Sippe begraben lassen. Und behufs Auffrischung gibt es nur zwei legitime Mittel: Illegitimitäten oder Mesalliancen"[56]). So gehören auch zur adligen Welt die stillschweigend geduldeten Widersprüche; genau wie im bürgerlichen Leben wird der notwendige Ausgleich als ‚Illegitimität' ‚legitimiert'. Ja, die praktischen Notwendigkeiten haben es im Laufe der Zeit bereits dahin gebracht, daß sie sogar offen geduldet werden; nur praktisch für sich lehnt sie jeder ab, weil er sie als eine Schwäche empfindet. Die Ansicht Sarastros ist typisch für die Haltung des gesamten Adels, der nicht vor-

54) F. I, 5, 58.
55) F. I, 5, 59.
56) F. I, 5, 69.

wärts — fortschrittlich —, sondern rückwärts bestimmt ist. „Ich habe von der göttlichen Weltordnung nicht die Vorstellung, daß sie sich mit dem Staatskalender und der Rangliste vollkommen deckt. Ja, ich . . . habe Stunden, in denen ich ziemlich fest davon überzeugt bin, daß sie sich nicht damit deckt. Und es werden, und vielleicht in nicht allzuferner Zukunft, die Regulierungszeiten kommen . . . und vielleicht auch wieder die Adam- und Eva-Zeiten . . . Aber sind gerade wir dazu da, dem weltgeschichtlichen Umschwungsrade . . . solchem energischen Vorwärts- oder meinetwegen auch Zurückruck zu geben? . . . Adam, Neubeginn der Menschheit, Paradies und Rousseau, — das alles sind wundervolle Themata, für die sich in praxi alle diejenigen begeistern mögen, die dabei nur gewinnen und nichts verlieren können" [57]).

Die Welt von damals ist nicht umstürzlerisch und der Adel ganz besonders nicht, und da trotz der grundsätzlichen Gleichheit der Menschen noch die Standesunterschiede bestehen, so müssen sie auch als solche geachtet werden. Sie gehören zur Welt, wie sie einmal ist. Jeder einzelne ist hineingeboren in seinen Stand und in ihm verwurzelt. Er kann sich nicht, ohne Schaden zu nehmen, daraus lösen. „Dadurch, daß man anspruchslos sein will, ist man's noch nicht; und es ist ein ander Ding, sich ein armes und einfaches Leben ausmalen oder es wirklich führen. Und für alles, was dann fehlt, soll das Herz aufkommen. Das kann es nicht" [58]).

Auch hier zeigt sich wieder die Abhängigkeit der Gefühle und ihre Unbeständigkeit. Die Menschen sind in sich nicht sicher genug, um aus sich selbst und ihren Gefühlen eine Grundlage für ein ganzes Leben zu schaffen, die die durch die bürgerlichen Ordnungen gegebene ersetzen könnte. Daß aber das Ich Forderungen stellt und nicht durch Maß und Beschränkung allein zufriedengestellt werden kann, das beweist gerade Stine entgegen ihrer eigenen Theorie. Leidenschaften sind doch vorhanden und nicht nur eingebildet und können mit ihrer Stärke elementar hineingreifen mitten in die Sicherheit des geordneten, bürgerlichen Lebens; die Furcht des Bürgers vor solchen Leidenschaften ist durchaus berechtigt, das zeigt der Ausgang des Romans. Beide, besonders aber Stine, schicken sich in die Welt auf Kosten ihrer Gefühle und zerbrechen am Gefühl. Zeigte Botho, daß der Sieg über sich selbst um dieser Ordnung willen zu einem behaglichen Glück in Selbstbescheidung führen könne, so zeigt Graf Haldern, daß das menschliche Herz so stark sein kann, daß es sich unmöglich in eine ihm fremde Ordnung zwingen läßt, wenn diese Ordnung auch noch so berechtigt ist.

Wieder findet sich hier die Fontanesche Dialektik, der Widerspruch, die Relativität und auch hier wieder die Furcht vor dem Halben. Halbkreise zieht Waldemar in den Sand. „Unwillkürliches Symbol meiner Tage. Halbkreise? Kein Abschluß, keine Rundung, kein Vollbringen . . . Halb, halb . . . Und wenn ich nun einen Querstrich ziehe, so hat das Halbe freilich seinen Abschluß, aber die rechte Rundung kommt nicht

57) F. I, 5, 79/80.
58) F. I, 5, 96.

heraus"[59]). Der gewaltsame Abschluß bringt keine Lösung, er berührt nicht das Wesen des Problems, er ist nur äußerlich, individuell, ohne Wert für die Gemeinschaft. Das Halbe seiner Haltung und seines Lebens bleibt trotzdem. Botho dagegen war es geglückt, aus dem ‚Halben' — das ist der Zwiespalt zwischen den Anforderungen seines Ichs und denen der Gesellschaft — doch etwas im bürgerlichen Sinne ‚Ganzes' zu machen, dieses Ganze aber ist bei ihm die bürgerlich gültige und anerkannte Ehe.

6. „Cecile".

Dasselbe Thema des freien Liebesverhältnisses wird noch ein drittes Mal behandelt in „Cecile". Allerdings interessiert hier nicht das Verhältnis an sich, sondern seine Wirkung auf die Gesellschaft. Auch Standesunterschied spielt keine Rolle.

Cecile selbst ist eine Adlige von Geburt, ohne jedoch durch ihre Familie und ihre Erziehung adlige Kultur und höhere Bildung kennengelernt zu haben. Ihr Vater starb früh und ließ die Familie in Not zurück. Hunger war an der Tagesordnung, aber man spielte ihn fort. Unter der Anleitung der Mutter lernten die außergewöhnlich schönen Töchter, sich zu putzen, aber nicht zu arbeiten oder überhaupt Ordnung in ihrem Leben zu haben. Sie alle warteten nur auf den Märchenprinzen, der eine von ihnen holen und allen helfen sollte. Und als er dann kam und Cecile mitnahm, war er für sie das langersehnte Glück, und es kam ihr garnicht der Gedanke, daß es unrecht sein könnte, seinem Rufe zu folgen. Und dann bei Hofe fühlte sie sich glücklich, weil sie Liebe und Achtung fand. Sie ließ sich treiben vom Leben, ohne Widerstand, ohne Ziel. Und was sie auch erlebte, immer blieb sie naiv, unbeeindruckt, unverändert. Sie war stets dieselbe.

Aber die Gesellschaft veränderte ihre Einstellung ihr gegenüber. Denn sie sah nicht das Wesen, sah nicht die Ursachen ihres Handelns — oder richtiger ihres Getriebenseins —, verstand daher nicht die Erlebnisse aus Ceciles Wesen und ihrer Erziehung, sie sah nur die Wirkung dieses Handelns nach außen und zog daraus die Folgerungen. Für sie ist Cecile: „Fürstengeliebte, Favoritin in duplo, Erbschaftsstück von Onkel auf Neffe. Und dazwischen der Kammerherr, — ein Schatten, der sich schließlich gesträubt hat, sich zum Ehemann zu verdichten" [60]). Dann Verlobung mit St. Arnaud, ein Zweikampf wegen Beleidigung mit tödlichem Ausgang.

Fontane selbst aber weiß Verständnis zu erwecken für den Menschen Cecile. Dadurch daß er Familie und Charakter schildert, will er sie entschuldigen. Denn „was sich erklärt, ist auch verzeihlich" [61]). Fontane zeigt hier seine moderne Geistesrichtung, er folgt den neuen, naturalistischen Ideen von Miileu und Vererbung als Grundlagen des Handelns. Aber er ist doch nicht Individualist genug, um nur einseitig Cecile zu ver-

---

59) F. I, 5, 100/1.
60) F. I, 4, 327/8.
61) F. I, 4, 354.

teidigen, er betrachtet auch den Standpunkt der Gesellschaft und die Wirkung des Handelns Ceciles auf die Menschen, die dies wie Fontane selbst verständlich und daher verzeihlich finden.

So liegt also der Schwerpunkt in diesem Roman auf dem Widerspruch zwischen der Unschuld Ceciles und ihrem unschuldigen Schuldigwerden und der Wirkung der Schuld auf die Gesellschaft. Dadurch daß das Handeln Ceciles verständlich gemacht wird, scheint die Gesellschaft einer Ungerechtigkeit beschuldigt zu sein, einer Verständnislosigkeit, die durch einfache Aufklärung zu beheben sein müße. Aber Fontane weiß, daß die Forderung nach individueller Beurteilung des einzelnen und seines Handelns nur in der Theorie besteht, in der Praxis siegen die alten, festen Formen bürgerlicher Gesellschaft auch über die, die sich für stark genug halten, über sie hinwegsehen zu können.

Zu diesen Menschen gehört auch Gordon. Er hatte die Welt bereist, war freier und selbständiger geworden in seinem Handeln wie in seinem Urteil über Menschen. Solange er Cecile in die Gesellschaft einordnete, paßte er sich deren Formen an, und der Erfolg war Freundschaft und herzliche Zuneigung. Aber als er erfuhr, daß sie eine Sonderstellung hatte, sogar eine anfechtbare Stellung in der Gesellschaft, da stellte er sich nur auf sich und sein Empfinden, und trotzdem er ihr Handeln verzeihlich fand, ließ er sich zu Taktlosigkeiten und Beleidigungen hinreißen. Er glaubte, durch seine Liebe zu Cecile ein Recht zu haben zu Eifersucht und Vertraulichkeit. Aber er war nicht „eifersüchtig aus Eifersucht", er war „eifersüchtig aus Überheblichkeit und Sittenrichterei" [62]). „Sie haben eines Tages die Lebensgeschichte des armen Fräuleins von Zacha gehört, und diese Lebensgeschichte . . . so wenigstens glauben Sie, gibt Ihnen ein Anrecht auf einen freieren Ton, ein Anrecht auf Forderungen und Rücksichtslosigkeiten" [63]).

Wie ist es aber möglich, daß dieser Mensch, der Cecile liebt, der sie kennt und sie achtet, der — als er ihre Geschichte erfährt — sie versteht, sie bemitleidet, daß gerade dieser Mann sie viel stärker kränkt und beleidigt als die Menschen, die in konventioneller Zurückgezogenheit den Umgang mit Cecile meiden?

Gordon glaubte, sich gelöst zu haben von dem Herkömmlichen, er glaubte, frei zu sein von Vorurteilen, er glaubte, die Stimme seines Herzens zu kennen und ihr zu folgen, aber im Grunde steckte er doch noch tief in Vorurteilen, Konventionen und herkömmlichen Anschauungen. Er verließ sich doch nicht ganz auf sein innerstes Gefühl. Er war ein Halber. Und deshalb scheiterte er. Wir glauben und vertrauen nicht genug, und das ist der Quell all unseres Unglücks und Elends. „Ich hätte, statt Zweifel zu hegen und Eifersucht großzuziehen, Ihnen vertrauen und der Stimme meines Herzens rückhaltlos gehorchen sollen. Daß ich es unterließ ist meine Schuld" [64]). Aber wer hat diese Sicherheit des Herzens? Und den Glauben an die Menschen? „Die Welt ist eine Welt der Gegensätze, draußen und drinnen, und wohin das Auge fällt, überall Licht und

62) F. I, 4, 355.
63) F. I, 4, 355.
64) F. I, 4, 364.

Schatten. Die dankbarsten Menschen überschlagen sich plötzlich in Undank, und die Frommen, mit dem seligen Hiob an der Spitze, murren wider Gott und seine Gebote. Was hat nicht alles Platz in einem Menschenherzen? Alles verträgt sich; man rückt mit gut und bös ein bißchen zusammen, und wer heute sittlich ist und morgen frivol, kann heute gerade so ehrlich sein wie morgen" [65]).

Es ist unmöglich, sich nur auf sich zu stellen und sein Gefühl und dadurch einen sicheren Maßstab für sein Handeln zu gewinnen. Und daher kommt Fontane doch wieder auf die alte Forderung zurück: der einzige Ausweg aus diesem Wirrwarr der Gefühle ist die Überwindung seiner selbst, die Flucht vor der Leidenschaft und das Einordnen in die Formen, die der Gesellschaft und dem einzelnen zu Schutz und Hilfe gegeben sind.

Diese Formen menschlicher Ordnung sind gleich in allen Schichten, wenigstens als Forderung bestehen sie überall. Stine kennt sie gut, ja, vielleicht besser als Cecile, und in allen Ständen ist es das Leben, das es unmöglich macht, sie zu halten. Aber das menschliche Verständnis für diese Mängel ist größer bei den einfachen Leuten, die, durch die Not gezwungen, noch mehr Verbindung haben von Mensch zu Mensch und auch die menschlichen Abhängigkeiten und Schwächen besser kennen. Die Idealforderung eines Handelns nach eigenem Herzen bleibt wohl bestehen, aber sie ist eben nur Ideal und jenseits der menschlichen Möglichkeiten. Aber nicht jenseits sind Liebe und Güte und Verstehen. Und das hatte Gordon nicht, und er mußte sterben, weil er sich trotzdem auf sich selbst verlassen hatte. Und danach sehnte sich Cecile, und weil sie es nicht fand, ging auch sie in den Tod. Ihr Grab erbittet sie neben der fürstlichen Grabkapelle. „Ich will der Stelle wenigstens nahe sein, wo die ruhen, die in reichem Maße mir das gaben, was mir die Welt verweigerte: Liebe und Freundschaft und um der Liebe willen auch Achtung . . . Vornehmheit und Herzensgüte sind nicht alles, aber sie sind viel" [66]). Nächstenliebe und Güte allein geben ein Recht zu selbständigem Handeln. Sie allein sind fähig, die Härten der gesellschaftlichen Ordnungen zu mildern, ohne neues Unrecht heraufzubeschwören.

Die Gesellschaftsmoral siegt über Cecile, wie sie über Lene und Stine gesiegt hat. Was ist überhaupt der Unterschied zwischen ihnen außer der Zufälligkeit der Geburt? Im innersten Wesen sind sie gleich, auch verschiedene Bildung trennt sie nicht.

Lene hatte zwar ihre fehlenden Kenntnisse stets als Mangel empfunden. Aber was sind Kenntnisse? „Sie hatte die glücklichste Mischung und war vernünftig und leidenschaftlich zugleich. Alles was sie sagte, hatte Charakter und Tiefe des Gemüts. Arme Bildung, wie weit bleibst du dahinter zurück" [67]). Sie machte Rechtschreibungsfehler in ihren Briefen, aber „großer Gott, wer kann ‚empfehlen' richtig schreiben. Die ganz jungen Komtessen nicht immer und die ganz alten nie" [68]). Aber Lene empfindet diesen Mangel doch sehr stark als Kluft, die sie von Botho

---

65) F. I, 4, 341.
66) F. I, 4, 367.
67) F. I, 5, 271.

trennt. „Der spöttelte freilich über Wissen und Bildung, aber sie war klug genug, um zu fühlen, was von diesem Spotte zu halten war“ [69]).

Und doch liegt der Unterschied nicht so sehr in dem Bildungsunterschied begründet. Auch Cecile mißtraut ihrer Rechtschreibung und meidet daher das Briefschreiben. Auch ihre Kenntnisse sind nicht groß. Das geringe Maß ihrer Bildung setzt Gordon in Erstaunen. „Was nicht in französischen Romanen und italienischen Opern vorkommt, das weiß sie nicht“ [70]). „Aber sie besitzt dafür ein anderes, was alle diese Mängel wieder aufwiegt: eine vornehme Haltung und ein feines Gefühl, will sagen: ein Herz“ [71]).

Es ist nicht ein höheres Menschentum, auch keine äußere Bildung, was beide scheidet, aber es gibt einen Unterschied, der begründet ist in der verschiedenen Kulturhöhe beider Schichten — des Adels und des Kleinbürgertums —, einer Kulturhöhe, die sich unbewußt dem einzelnen mitteilt und in seiner Haltung, seinem Auftreten, seinem Benehmen, kurz in seiner Einstellung zur Welt und zu den Menschen zum Ausdruck kommt. Denn zu der Herzensbildung — die Lene wie Cecile besitzen — gesellt sich bei Cecile „jener freie Blick oder doch mindestens jenes unbefangene, allem Schwerfälligem abgewandte Wesen, das allen Personen eigen ist, die jahrelang in der Obersphäre der Gesellschaft gelebt und sich einfach dadurch jenes je ne sais quoi erworben haben, das sie Gebildeteren und selbst Klügeren überlegen macht“ [72]). Auf den Menschen selbst und seine Haltung zur Welt kommt es an, nicht auf das Maß seiner Bildung. Denn wenn bei Fontane von Bildung die Rede ist, so ist dieser Begriff nur äußerlich gefaßt; Bildung sind Kenntnisse, ist Wissen, ist Schulung. Nicht der Charakter wird gebildet, nicht das Herz, nicht der Mensch, sondern nur der Verstand. Daher sind auch die Angriffe zu verstehen, die auf diese zersplitterte, uneinheitliche Bildung gerichtet werden.

Was soll eine schöne Frau mit Bildung? Auch Ceciles Mutter hält solche Bildung für überflüssig. „Es stand fest für sie, daß eine junge, schöne Dame nur dazu da sei, zu gefallen und zu diesem Zwecke sei wenig wissen besser als viel“ [73]). Und so bleibt Cecile nur auf ihre allerpersönlichsten Liebhabereien angewiesen. „Die großen Fragen interessieren mich nicht, und ich nehme das Leben ... am liebsten als ein Bilderbuch, um darin zu blättern. Über Land fahren und an einer Waldecke sitzen, zusehen, wie das Korn geschnitten wird und die Kinder Mohnblumen pflücken, oder auch wohl selber hingehen und einen Kranz flechten und dabei mit kleinen Leuten von kleinen Dingen reden ...“ [74]), das ist ihre Sehnsucht. Sie vermißt die Bildung nicht, denn sie weiß zum Unterschied von Lene, daß sie nicht ausschlaggebend ist weder für das Glück noch für die Achtung der Welt.

---

68) F. I, 5, 150.
69) F. I, 5, 192.
70) F. I, 4, 218.
71) F. I, 4, 219.
72) F. I, 4, 219.
73) F. I, 4, 329.
74) F. I, 4, 338.

Für Lene dagegen scheint die Bildung noch Mittel zum Aufstieg zu sein, denn sie ist es anscheinend, was sich innerlich zwischen sie und Botho stellt trotz ihrer großen Liebe. Aber es ist nicht diese äußere Bildung, es sind nicht die Kenntnisse, die sie trennen, sondern es ist eine Bildung, ein Geformtsein, durch die unbewußten kulturellen Grundlagen, auf denen sich ihr Leben in der Welt aufbaute. Und welchen Sinn hätte auch eine solche äußere Bildung für einen Offizier? Sie wäre Unsinn. „Wissen und Talent ruinieren nur, weil sie bloß den Dünkel großziehen. Derlei Allotria sind gut für Professoren, Advokaten und Jungendrescher. Aber was soll das dem Staat? Der verlangt andres. Auf die Gesinnung kommt es an ...“ [75]).

Wir sehen also, daß der einzelne Mensch gegen die Gesetze der Gesellschaft handeln kann, ohne dafür verantwortlich zu sein. Aber er schließt sich selbst dadurch aus der Gesellschaft aus, in der diese Gesetze gelten. Es ist nicht möglich, sich dem Ausgestoßenen ohne die Formen der Gesellschaft von sich aus zu nähern, wenn nicht Mitleid und Güte die Triebfedern dazu sind. Alle anderen Gefühle verwirren nur die Begriffe, und statt ihm zu helfen, wird er dadurch nur zu leicht in neue Gefahren verstrickt.

Diese Gesetze gelten für alle Menschen in allen Schichten. Der Unterschied zwischen den Schichten besteht nicht in verschiedener Bildung, d. h. in größeren oder geringeren Kenntnissen, wohl aber in einer Verschiedenheit ihrer Haltung dem Leben gegenüber, wobei äußere und innere Haltung eng verbunden sind.

7. „Graf Petöfy“.

Noch einen Roman hat Fontane geschrieben, der verschiedene Klassen zusammenbringt: „Graf Petöfy“. Aber hier führt es nicht zu Wirrnissen wie bei „Stine“ und „Irrungen Wirrungen“, die Schwierigkeit liegt nicht in der Ehe des Grafen mit einer Schauspielerin, sondern nur in der des alten Mannes mit einer jungen Frau. Und so ordnet sich dieser Roman bereits der dritten Gruppe zu: den Ehebruchsromanen.

Wieder einmal entsteht Not und Kampf dadurch, daß ein einzelner glaubt, sich über die gesellschaftlichen Ordnungen hinwegsetzen zu können. War die Pittelkow nicht vornehm und reich genug, um ihre Forderungen erfüllen zu können, so glaubt sich Petöfy hoch genug, um über sie hinwegsehen zu können und zwar nicht nur über die von Menschen gesetzten, bürgerlichen Ordnungen, sondern auch über die, die von der Natur gegeben sind. Er stürmt gegen alles an, was er als „Vorurteile des Standes und der Gesellschaft“ [76]) bezeichnet. Und wieder ist auch Petöfy nicht der Mensch, der er zu sein glaubt. „Er ist alt und möchte gern jung sein, er spielt den Weltmann und ist eigentlich bloß ein Wiener, und drittens und letztens: er glaubt, daß sich alle Weiber um ihn

---

75) F. I, 4, 316.
76) F. I, 3, 484.

reißen, und wird doch eigentlich nur genasführt ... er hat all die Narrheiten eines alten Junggesellen und Theaterenthusiasten. Aber ganz zuletzt ist er doch wieder anders. Ich glaube, daß er ein sehr gutes und braves und sogar ein edles Herz hat" [77]). Aber er lebt ein Scheinleben, und eben deshalb hat er auch nicht die innere Sicherheit der Entscheidung wie ein Mensch, dessen Leben auf der Wahrheit seiner eigenen Persönlichkeit aufgebaut ist. Er ist zwiespältig, er spielt mit sich selbst und mit der Welt, und als die Sehnsucht nach Ruhe über ihn kommt, heiratet er aus der Sucht nach etwas Besonderem die junge Schauspielerin.

Vom „Allerweltsstandpunkt" aus verkennt er keineswegs die Schwierigkeiten, die sich dieser Ehe entgegenstellen: Geburt, Stand und Bekenntnis und vor allen Dingen sein Alter. Aber „Geburt und Stand . . . in kleinen Verhältnissen bedeuten sie viel und schaffen vielleicht unübersteigliche Schwierigkeiten; aber das Haus Petöfy darf sich freier bewegen, und in dem Augenblicke, wo das Ja gesprochen ist, ist auch ausgeglichen, was Geburt und Stand vermissen ließen" [78]). Überhaupt Standesunterschied! Bildung und Wissen machen ihn nicht aus; Cecile war Lene überlegen durch Haltung und Benehmen, aber Franziska zeigt, daß auch dies nicht ausschlaggebend ist. „Im allgemeinen . . . gehört zu einem Grafen eine Gräfin . . ., aber wenn es keine Gräfin sein kann, so kommt nach der Gräfin gleich die Schauspielerin, weil sie . . . der Gräfin am nächsten steht. Denn worauf kommt es in der sogenannten Oberschicht an? Doch immer nur darauf, daß man eine Schleppe tragen und einen Handschuh mit einigem Chik aus- und anziehen kann. Und . . . das gerade lernen wir aus dem Grunde" [79]). Es gibt also gar keinen in sich gegründeten Unterschied zwischen den einzelnen Klassen. Der Unterschied ist in Wirklichkeit nur ‚Konvention', nur ‚Tradition', nur ‚Vorurteil'. Es kommt immer auf den einzelnen an.

Der alte Graf setzt sich allerdings nicht auf Grund dieser Überzeugung in Gegensatz zur üblichen Anschauung und zum herkömmlichen Tun, sondern er tut es aus Spielerei und Überheblichkeit. Und auch sein Alter verbietet ihm schon eine Ehe im anerkannten Sinne. Er sucht nicht eine Lebensgemeinschaft, nicht Erfüllung einer gemeinsamen Aufgabe, nicht Gründung einer Familie, nicht das Aufgehen in einen anderen Menschen, keine Erlösung aus der Ichgebundenheit. Petöfys Äußerungen über die bürgerliche Ehe, so wie er sie kennt, zeigt die ganze Verflachung und Veräußerlichung dieser „Institution", wenn auch in sehr krasser Form. Sie ist für ihn nur Lüge, die sehr „inferiore" Triebe verdeckt, und in der Oberschicht der Gesellschaft nichts als Politik oder auch bloße „Lebenspolitik". Er setzt demgegenüber die nüchterne Wahrhaftigkeit eines Verhältnisses, das ohne Liebe und nur in freiem Entgegenkommen besteht und das die Freiheit der Partner nicht im geringsten beschränkt. Es ist eine Spielerei, die einer Laune, einer flüchtigen Herzensbewegung entsprungen ist, die zwar großzügig gedacht, aber in Wirklichkeit unmöglich ist. Sie scheitert an ihm selbst, und Franziska ist sich der ernsthaften

---

77) F. I, 3, 447.
78) F. I, 3, 497.
79) F. I, 3, 509.

Folgen dieser Laune bewußt. Nicht daß Petöfy eigensüchtige Vorteile für sich ziehen würde, im Gegenteil, „er ist innerlich viel zu fein und vornehm und nebenher auch viel zu sehr von mir eingenommen, um jemals den launenhaften Tyrannen zu spielen; er wird mir immer zuliebe leben und meine Wünsche belauschen und erfüllen. Aber je mehr er das tut, je weniger frei werd' ich sein und mich auch meinerseits schicken müssen" [80]. So wird diese Ehe für sie keine Spielerei. „Begrabt eurer eigen Ich" [81], das ist das Leitwort, das sie darüber setzt. Aber Franziskas ernste Auffassung ist nicht allein der Grund, daß das Spiel zu ernsthaften Wirrnissen führt. Die Schwierigkeiten liegen schon in dem Verhältnis an sich. Die persönliche Handlungsfreiheit der Partner kann nicht unbegrenzt sein, sonst löste sich das Verhältnis in ein Nichts auf; aber wo ist die Grenze zwischen dem, was statthaft und was unstatthaft ist? Zwar ist von beiden viel Feingefühl und Takt zu erwarten, auch von seiten Petöfys die größte Rücksichtnahme auf die Wünsche und Bedürfnisse seiner jungen Frau, aber „du glaubst allerpersönlichst deiner wenigstens sicher zu sein, sicher in dem, was du Drüberstehen und Anschauungsfreiheit und Vorurteilslosigkeit nennst. Aber . . . darin irrst du. Du bist weder deines Herzens noch deiner Meinungen sicher, und was dir heut ein Nichts bedeutet, kann dir morgen eine Welt bedeuten" [82]. Immer und immer wieder betont Fontane die Gefahr, die besteht, wenn jemand nur auf sich und sein Gefühl angewiesen ist. „Wenn einer ein richtiges Herz hat und tut dann das, was das Herz ihm sagt, das ist immer das Richtige" [83], aber weil „unser Herz ein kompliziertes Ding ist, ein Ding mit vielen und oft widerstreitenden Wünschen" [84], deshalb ist es immer wieder Gefahr, nur seinem Herzen zu trauen. Das Gleiche, was Franziska von Überzeugungen sagt, gilt auch vom Handeln: „Von Überzeugungen . . . soll man nicht lassen, aber wo sie fehlen und fehlen dürfen, da soll man sich den Überzeugungen anderer anbequemen" [85]. Wer die Stimme seines Herzens so laut und deutlich hört, daß er nicht anders handeln kann, den wird sie richtig führen, wer aber im Zweifel ist — und wer kann sich da nicht täuschen — der soll sich den hergebrachten und lang erprobten Ordnungen unterstellen.

Beide, Petöfy und Franziska, haben sich, nicht von ihrem Herzen getrieben, sondern von einer Laune, einer Sehnsucht, außerhalb der Ordnungen gestellt. Was für sie bleibt, ist „Pflicht". Die Relativierung der Pflichten, die der alte Graf vorgenommen hatte, läßt sich nicht halten. „Was wir so kurzweg als Pflicht bezeichnen, zerfällt wieder in Einzelpflichten, in betreff deren es Sache des Übereinkommens bleibt, welche gelten sollen, und welche nicht" [86]. Aber eine Pflicht zieht die andere nach sich, und da Petöfy lieb und entgegenkommend und ritterlich und

80) F. I, 3, 511.
81) F. I, 3, 510.
82) F. I, 3, 502.
83) F. I, 3, 547.
84) F. I, 3, 511.
85) F. I, 3, 547.
86) F, I, 3, 501.

treu ist, so fühlt Franziska die gleiche Pflicht. Denn „einer der ihr feststehenden Grund- und Lebenssätze sei der der Gegenseitigkeit der Pflichten, und die Forderung, eine gewohnheitsmäßige Pflichtuntreue mit unerschütterlicher Pflichttreue beantworten zu sollen, empöre sie geradezu" [87]. So verzichtet sie auf ihre Freiheit, und aus dem gesetzlich bestätigten Verhältnis wird eine Ehe. Und als dann doch das Herz spricht, laut und mahnend, und sie sich verrät, als sie sich dem Tode nahe glaubt, da wird es gegen alle Verabredungen und gegen alle Absicht doch zu einem Ehebruch.

Aber Petöfy ist einsichtig genug, sich selbst daran die Schuld zu geben. „Mein Kalkül war falsch . . . Es tut nie gut, sich in künstliche Situationen hineinzubegeben und sich auszurechnen, wie's kommen müsse. Die Rechnung stimmt nie. Wir kennen uns nie ganz aus, und über Nacht sind wir andere geworden, schlechter oder besser . . . Es gibt dann ein Wirrsal, draus kein Entrinnen ist" [88]. Das Natürliche siegt doch trotz Franziska über das erzwungene, künstliche Verhältnis. Zwar kämpfen die Liebenden sich durch zu dem, was für sie die Pflicht ist, aber beiden ist ihr Lebensglück zerstört.

Also bei gutem Willen aller, bei dem besten Herzen und festem Charakter und Pflichtbewußtsein ist es nicht möglich, ein Leben schuldlos zu führen, das gegen die Ordnungen der Natur verstößt. Denn das Herz, wenn es spricht, kehrt sich an nichts Künstliches, sei es eine künstliche Ordnung, sei es eine künstliche Freiheit. Aber wer die Stimme seines Herzens nicht hört oder auch wer sie zum Schweigen bringt, der kann in ruhiges Leben führen, gesichert durch die Ordnungen der Menschen, und auch ein bescheidenes Glück erleben. Auch Franziska erlebt noch dieses Glück der Ruhe und des gesicherten Herzens, das zwar ein zweifelhaftes Glück ist, aber sie doch vor Verzweiflung und Untergang schützt.

8. „Effi Briest".

„Effi Briest", der bekannteste und beliebteste Ehebruchsroman Fontanes, ist auf ganz anderen Voraussetzungen aufgebaut als „Graf Petöfy", wenn auch der Hauptkonfliktsgrund der gleiche ist: Unterschied der Jahre.

Effi, das Kind, hat noch kein Verhältnis gewonnen zur Gesellschaft und ihren Forderungen. Sie kennt sie zwar als solche, und wenn sie davon spricht, tut sie es mit einer wichtigen Miene, die an die Ernsthaftigkeit der Kinder beim Spiel denken läßt. Und Effi spielt auch noch das Leben, aber nicht so wie Petöfy aus einer relativierenden Haltung heraus, nicht aus Überlegenheit oder stiller Ergebung, sondern allein aus ihrem kindlichen Herzen. Vom Spiel weg wird sie verlobt mit dem Jugendfreund ihrer Mutter, und so wie sie eben Verstecken und Jagen gespielt hat, so spielt sie nun die glückliche Braut. Natürlich ist sie glück-

87) F. I, 3, 586.
88) F. I, 3, 628.

lich, Bräute sind das ja immer. Das hat sie so gehört und gelesen, und nun spielt sie es nach. Aus demselben Grunde behauptet sie auch, Innstetten zu lieben, wie sie ihre Eltern, ihre Freundinnen ja auch liebt. Aber eigentlich schätzt sie ihn bloß. „Und das ist . . . ein schlimm Ding. Liebe hält auch nicht immer vor, aber Schätzung gewiß nicht. Eigentlich ärgern sich die Weiber, wenn sie wen schätzen müssen; erst ärgern sie sich, und dann langweilen sie sich, und zuletzt lachen sie" [89]).

Ihrem Gatten hat sie sich zwar nicht ganz so vorgestellt, sie schwärmt für Leidenschaft und Jungsein, für Gefühle und Temperament. Aber schließlich ist jeder der Richtige. „Natürlich muß er von Adel sein und eine Stellung haben und gut aussehen" [90]). Diese Anforderungen erfüllt Innstetten vollauf, aber all dies ist nur äußerlich. Die Vorstellungen, die Effi von der Ehe gewonnen hat, sind aber nicht tiefer. Es scheint also doch, als ob dieser schon bei Petöfy auffallenden, sehr äußerlichen und oberflächlichen Auffassung der bürgerlichen Ehe die Tatsache zugrunde liegt, daß sie nicht nur so auf andere wirkt, sondern auch innerlich verflacht und veräußerlich ist. In diesem äußeren Sinne ist auch Effis Ehe mit Innstetten gutzuheißen. Er hat eine gute Stellung, Aufstiegsmöglichkeiten, einen festen Charakter und ein heiratswürdiges Alter.

Aber innerlich passen beide garnicht zusammen. Innstetten ist ein ‚Mann von Grundsätzen', ein ‚Pedant', ein ‚Karrieremacher', ein fleißiger, ehrgeiziger, genauer Beamter, abhängig von seinen Vorgesetzten und peinlich genau auf das Urteil der Menschen bedacht. Effi aber hat noch abenteuerliche Träume vom Leben, sie ist noch jugendlich überschwenglich und hat alles andere eher als das bürgerliche Maß. Sie ist eine leidenschaftliche kleine Person mit einem Hang nach Abenteuern und einer Sehnsucht nach Erlebnissen. Die Musterehe, die sie wahrscheinlich führen wird und die die Mutter gerade so befriedigt als Bürgschaft für das Glück, gerade diese Musterehe mit ihrer Gleichmäßigkeit und Langenweile fürchtet sie. Und gerade dies, ja nur dies, findet sie in ihrer Ehe. Ihre Worte dem alten Briest gegenüber, die Innstetten verteidigen sollen, werden zu einer bezeichnenden Charakteristik der bürgerlichen Ehe mit ihren verbürgten Sicherheiten: „Innstetten ist so gewissenhaft und will, glaub ich, gut angeschrieben sein, und hat so seine Pläne für die Zukunft . . . Und dann am Ende, ich lauf ihm ja nicht fort. Er hat mich ja. Wenn man zu zärtlich ist . . . und dazu der Unterschied der Jahre . . . da lächeln die Leute bloß" [91]). Der Partner ist einem sicher, da braucht man nicht mehr zärtlich zu sein, man braucht sich nicht mehr um ihn zu bemühen. Und deshalb wird aus dieser Sicherheit wieder Gefahr.

An Innstetten ist zwar nichts auszusetzen, er ist musterhaft in jeder Hinsicht, und ebenso musterhaft wie er ist, hat auch seine Frau zu sein. Es ist ihre Pflicht, und er nimmt sich nicht die Zeit — hält es auch nicht für nötig —, ihr diese Pflicht zu erleichtern. Aber der ausgezeichnete Mann allein hilft nicht immer gegen Anfechtungen des eigenen Herzens,

---

89) F. I, 2, 362/3.
90) F. II, 2, 140.
91) F. II, 2, 255.

die kommen doch. „Und vielleicht ist es auch recht gut so. Denn worauf es ankommt, . . . das ist das Kämpfen. Man muß immer ringen mit dem natürlichen Menschen. Und wenn man sich dann so unter hat und beinah schreien möchte, weil's weh tut, dann jubeln die lieben Engel" [92])! Effi zeigt klar, welche Opfer es kostet an Selbstüberwindung, welche lebentreibenden Kräfte darangegeben werden müssen, um ein guter Bürger zu werden. Die Entschädigung ist dann ein Leben voll innerer wie äußerer Ruhe und Sicherheit, eine Ruhe, die uns heute tot erscheint, eine Sicherheit, die jeden das Leben steigernden Reiz außer acht läßt. Aber Effi fällt es schwer, sich durchzuringen, „sie läßt sich gern treiben, und wenn die Welle gut ist, dann ist sie auch selber gut. Kampf und Widerstand sind nicht ihre Sache" [93]). Sie spielt ihr Leben, und da das Spiel sie sehr langweilt, spielt sie zwischendurch ein wenig Abenteuer.

Es ist keine ernste Leidenschaft, keine Sprache des Herzens, was sie zu Crampas treibt. Effi ist nicht dafür geschaffen und Crampas auch nicht. Er ist „eine Spielernatur. Er spielt nicht am Spieltisch, aber er hasadiert im Leben in einem fort" [94]).

Effi ist nirgends mit dem Herzen dabei, weder bei ihrer Ehe noch bei dem Ehebruch, und so fehlt ihr auch das richtige Gefühl für ihre Schuld. Nicht so sehr die Tat als die Stellung der Gesellschaft zur Tat, die nicht die Ursachen erklärt und versteht, sondern nur nach dem Schein verurteilt, bedrückt sie und verführt sie zum Lügen. Und so wird aus der Schuld, in die sie hineingetrieben ist, eine Schuld, die sie bewußt auf sich lädt. Ich „habe die Schuld auf meiner Seele . . . Aber lastet sie auch auf meiner Seele? Nein. Und das ist es, warum ich vor mir selbst zurückschrecke. Was da lastet, das ist etwas ganz anderes — Angst, Todesangst und die ewige Furcht: es kommt doch am Ende noch an den Tag. Und dann außer der Angst . . . Scham. Ich schäme mich. Aber wie ich nicht die rechte Reue habe, so hab ich auch nicht die rechte Scham. Ich schäme mich bloß von wegen dem ewigen Lug und Trug; immer war es mein Stolz, daß ich nicht lügen könne und auch nicht zu lügen brauche, lügen ist so gemein, und nun habe ich doch immer lügen müssen" [95]). Aber die Zeit bringt sie über ihre Selbstvorwürfe hinweg. Weil sie sich selbst überwunden hat, findet sie noch ein ruhiges Glück in der Alltäglichkeit ihrer Ehe.

Damit wäre alles gut, wenn nicht Innstetten nach sechs Jahren von der Untreue erführe und die Folgerungen zöge. Effi haftet nichts mehr an, sie ist jetzt eine gute Bürgerin und eine gute Frau. Innstetten aber ist ein Mann von Grundsätzen. Er haßt Crampas nicht, fühlt sich nicht so verletzt, daß einer von ihnen beiden weg muß, er liebt seine Frau und kann ihr verzeihen, und trotzdem will er sie und sich ins Unglück stürzen. Denn seiner Meinung nach muß es sein der Gesellschaft wegen. „Ich hab mir's hin und her überlegt. Man ist nicht bloß ein einzelner

---

92) F. II, 2, 306/7.
93) F. II, 2, 364.
94) F. II, 2, 285.
95) F. II, 2, 367/8.

Mensch, man gehört einem Ganzen an, und auf das Ganze haben wir beständig Rücksicht zu nehmen, wir sind durchaus abhängig von ihm. Ging es, in Einsamkeit zu leben, so könnt ich es gehen lassen; ich trüge dann die mir aufgepackte Last, das rechte Glück wäre hin, aber es müssen so viele leben ohne dies ‚rechte Glück', und ich würde es auch müssen und — auch können. Man braucht nicht glücklich zu sein, am allerwenigsten hat man einen Anspruch darauf, und den, der einem das Glück genommen, den braucht man nicht notwendig aus der Welt zu schaffen. Man kann ihn, wenn man weltabgewandt weiter existieren will, auch laufen lassen. Aber im Zusammenleben mit den Menschen hat sich ein Etwas ausgebildet, das nun mal da ist und nach dessen Paragraphen wir uns gewöhnt haben, alles zu beurteilen, die andern und uns selbst. Und dagegen zu verstoßen geht nicht; die Gesellschaft verachtet uns, und zuletzt tun wir es selbst und können es nicht aushalten und jagen uns die Kugel durch den Kopf" [96]). In dem Augenblick, wo ein anderer — und wäre es auch nur einer — den Verstoß gegen die Geselschaftsmoral weiß, fühlt er sich bedroht, er ist nicht mehr sicher, er ruht nicht mehr in der Gemeinschaft. Er kann es nicht ertragen, wenn die Gesellschaft ihn verachtet, denn er lebt nur durch die Bestätigung der Gesellschaft. Wenn das Geschehene noch zu verheimlichen wäre, so würde er es mit Freude tun. Mit Ehre im eigentlichen Sinne hat weder sein Gefühl noch sein Handeln etwas zu tun, es ist das Herkommen, ein Paragraph, den er aus einem gewissen Pflichtgefühl heraus erfüllt. „Die Welt ist einmal wie sie ist, und die Dinge verlaufen nicht, wie wir wollen, sondern wie die andern wollen . . . unser Ehrenkultus ist ein Götzendienst, aber wir müssen uns ihm unterwerfen, so lange der Götze gilt" [97]). Innstetten hat weder die Kraft noch den Willen, gegen ihn anzugehen. Er fügt sich in das, was er für unvermeidbar hält. Es gibt wohl Höheres als den Dienst am Götzen Gesellschaft. Aber wer ist stark genug, allein sich diesem Dienst zu entziehen? Es sind wohl Anzeichen da, die das Ende des sinnlosen Kultes ankündigen. Aber der normale, einzelne Durchschnittsmensch, der kann nicht nur seinem Herzen folgen und allein dagegen angehen. Crampas, der Leichtsinnige, der „Hasardeur", er versteht allerdings sich hinwegzusetzen über die Konvention aus seinem Temperament heraus. „Er lebt gern und ist zugleich gleichgültig gegen das Leben. Er nimmt alles mit und weiß doch, daß es nicht viel damit ist" [98]). Crampas steht über dem Alltag des Lebens, obgleich dieser sich ihm stark genug aufdrängt in seiner unglücklichen Ehe und seiner gescheiterten Offizierslaufbahn. Und er lehrt Innstetten den Zweifel an der unbedingten Richtigkeit und Gültigkeit menschlicher Dogmen.

Innstetten hat ganz die Forderung der Gesellschaft erfüllt, er hat ihr zuliebe das Glück zweier Menschen geopfert. Er hat sich selbst nicht geschont, sich nur in den Dienst der Konvention gestellt. Botho überwand sich innerlich dazu, und es wurde anerkannt, Franziska tat das gleiche,

96) F. II, 2, 386/7.
97) F. II, 2, 389.
98) F. II, 2, 391.

und es war gut. Innstetten tut es mit Selbstverständlichkeit, grundsätzlich, und er hat unrecht. „Treibt man etwas auf die Spitze, so übertreibt man und hat die Lächerlichkeit. Kein Zweifel. Aber wo fängt es an? Wo liegt die Grenze? Zehn Jahre verlangen noch ein Duell, und da heißt es Ehre, und nach elf Jahren oder vielleicht schon bei zehneinhalb heißt es Unsinn. Die Grenze, die Grenze. Wo ist sie“ [99])? Die Notwendigkeit und der Wert menschlicher Wahrheiten und menschlichen Rechtes wird ihm plötzlich klar. Für ihn waren die gesellschaftlichen Ordnungen nicht Schutz für den einzelnen, nicht sinnvoll in das Leben eingefügt, für ihn waren sie Selbstzweck, ‚Prinzip', eine bloße Vorstellung, ein leerer Begriff. Die Leidenschaft, die der Bürger verkennt, das Persönliche, das er fürchtet, das Menschliche, das er zu überwinden sucht — ist es nicht doch vielleicht wahrer, und ist es nicht doch vielleicht würdiger und auch ehrenvoller und mutiger, dafür zu leben auch gegen die Gesellschaft? Nicht heimlich darf dies geschehen, nicht durch Lüge und Trug, sondern offen vor aller Welt. Denn heimlich bleibt doch nichts. „Es ist merkwürdig, was alles zum Zeichen wird und Geschichten ausplaudert, als wäre jeder mit dabei gewesen“ [100]). Er fühlt tief die Bedingtheit aller Ansprüche, aller Ordnungen, aller Forderungen, Sinn und Unsinn sowohl derer, die die Gesellschaft setzt, als derer, die vom einzelnen Menschen herkommen.

Auch für Effi bedeutete die Gesellschaft und ihre Achtung alles. Ihre Ehe und dann auch ihr Eigenleben war ganz auf gesellschaftlichen Grundlagen aufgebaut. Wenn diese fehlen, wenn sie nur auf sich gestellt ist, bleibt nicht viel für sie: Chopin spielen, am Fenster sitzen und auf die Christuskirche sehen. Nicht einmal arbeiten kann sie. In Vereinen, wo sie sich nützlich machen könnte, wird sie nicht aufgenommen. „Und das ist das schrecklichste, daß einem die Welt so zu ist, und daß es sich einem sogar verbietet, bei Gutem mit dabei zu sein“ [101]).

„Ihrer Schuld war sie sich wohl bewußt, ja, sie nährte das Gefühl davon mit einer halb leidenschaftlichen Geflissentlichkeit; aber inmitten ihres Schuldbewußtseins fühlte sie sich andererseits auch von einer gewissen Auflehnung gegen Innstetten erfüllt“ [102]), die zu offener Empörung und zum Haß ausbricht nach dem Wiedersehen mit ihrem Kinde. All das Unterdrückte, Leidenschaftliche, Menschliche, das sie übertäubt hatte, um den Anforderungen der Gesellschaft standhalten zu können, bricht wieder durch, und damit gelangt sie von dem Gefühl ihrer Schuld zur Anklage gegen die Gesellschaft und gegen Innstetten als ihrem Vertreter. „Ich habe geglaubt, daß er ein edles Herz habe und habe mich immer klein neben ihm gefühlt; aber jetzt weiß ich, das er es ist, er ist klein. Und weil er klein ist, ist er grausam. Alles, was klein ist, ist grausam . . . Ein Streber war er, weiter nichts. — Ehre, Ehre, Ehre . . . und dann hat er den armen Kerl totgeschossen, den ich nicht einmal liebte und den ich vergessen hatte, weil ich ihn nicht liebte. Dummheit war

99) F. II, 2, 395.
100) F. II, 2, 396.
101) F. II, 2, 422.
102) F. II, 2, 425.

alles, und nun Blut und Mord . . . Mich ekelt, was ich getan; aber was mich noch mehr ekelt, das ist eure Tugend" [103]).

Beide, Effi wie Innstetten, haben sich der Gesellschaft angepaßt, beide haben ihre Forderungen erfüllt, beide lebten in der Gesellschaft und für die Gesellschaft, und ein sinnloses, kleines, verständliches Geschehen, ein kindliches Spielen der kaum erwachsenen und kaum selbstverantwortlichen Effi zerstört das Lebensglück beider. Sie fügen sich auch dann noch nach kurzem Aufbegehren in die Ordnungen. Einen Weg hätte es gegeben, diese Schwierigkeiten zu überwinden, alles zum Guten zu führen: es ist derselbe Weg, der auch Cecile gerettet hätte und der auch bei ihr nicht begangen worden ist: der Weg der Liebe und der Güte. Er wurde versäumt, das Ende ist Resignation. Effi stirbt in ihr Schicksal ergeben und versöhnt mit Innstetten und seinem Tun. „Es liegt mir daran, daß er erfährt . . . wie mir hier klar geworden, daß er in allem recht gehandelt . . . er hatte viel Gutes in seiner Natur und war so edel, wie jemand sein kann, der ohne rechte Liebe ist" [104]). Sie erkennt die Notwendigkeit des Geschehens an, so schwer sie sich selbst da hineingefunden hat. Innstetten aber, der Prinzipienreiter, der Charakterfeste, „Konsequente", ist „kritisch gegen derlei Dinge geworden" [105]). Er hat sich zu freuen verlernt, sein Leben ist ihm verpfuscht, trotzdem er alles hat, wonach er strebte: Ehre, Anerkennung, Auszeichnung. Aber „Kultur und Ehre" sind ihm zum „Krimskram" geworden, zu einer „sehr fragwürdigen Geschichte" [106]). Er hat zwar die Ruhe, die die Gesellschaft geben kann, und ihre Sicherheit. Aber was sind sie wert?

Der einzelne kann nicht nur sich selbst leben, er muß verzichten auf seine Wünsche, sich einordnen in die allgemeinen Ordnungen, er hat nur die Wahl zwischen Untergang oder bescheidener Ruhe und Sicherheit innerhalb der Gesellschaft. Aber diese Ruhe ist wertlos und klein und birgt mehr ein bloßes Vegetieren als ein wirkliches Leben. Ein Wirrwarr der Gefühle, eine Entwertung der Ordnungen, stille Ergebung bei Innstetten wie bei Effi, das ist das Ende. Und über dem Ganzen steht der Satz, der in Fontanes Briefen dieser Zeit immer und immer wiederkehrt: „Was soll der Unsinn?"

9. „L'Adultera".

Nur in einem einzigen der Fontaneschen Romane, der allerdings auch einer der ersten ist, in „L'Adultera", handeln die Menschen der Stimme ihres Herzens gemäß, da nehmen sie den Kampf auf mit der Gesellschaft und — siegen. Der Ausgangspunkt liegt ähnlich wie bei „Effi": die junge, schöne, unerfahrene Melanie heiratet den zwanzig Jahre älteren van der Straaten, wird verwöhnt, entbehrt nichts und fühlt sich zufrieden. Aber dann spricht ihr Herz. Sie liebt Rubehn und

103) F. II, 2, 432.
104) F. II, 2, 454.
105) F. II, 2, 444.
106) F. II, 2, 444.

gibt dieser Liebe nach. Van der Straaten aber, ganz anders als Innstetten, ist ein Bürger, der frei denkt und aus einem gütigen Herzen heraus urteilt und handelt, der den Menschen höher achtet als die Gesellschaft und daher durch seine überlegen spöttischen Formen deren Kritik herausfordert, auch die Kritik Melanies. Schwärmereien liegen ihm fern, ja, auch echte Gefühle scheinen schal und nüchtern, wenn er davon sprechen muß, nur weil er fürchtet, rührselig zu wirken. Seine Auffassung der Ehe ist so praktisch bedingt als wäre sie nichts weiter als eines seiner Kaufmannsgeschäfte. „Du hast mich genommen, weil du noch jung warst und noch keinen liebtest, und in deinem witzigen und gesunden Sinn einsehen mochtest, daß die jungen Attachés auch keine Helden und Halbgötter wären. Und weil die Firma van der Straaten einen guten Klang hatte. Also nichts von Liebe. Aber du hast auch nichts gegen mich gehabt und hast mich nicht ganz alltäglich gefunden, und hast mit mir geplaudert und gelacht und gescherzt. Und dann hatten wir die Kinder . . . und du hast enfin an die zehn Jahr in der Vorstellung und Erfahrung gelebt, daß es nicht zu den schlimmsten Dingen zählt, eine junge, bequem gebettete Frau zu sein und der Augapfel ihres Mannes, eine junge, verwöhnte Frau, die tun und lassen kann, was sie will, und als Gegenleistung nichts anderes einzusetzen braucht als ein freundliches Gesicht, wenn es ihr gerade paßt“ [107]). Und ebenso veräußerlicht ist der andere Grund, in den er seine Angst und seine Bitten kleidet: „Es ist nicht gut, immer nur an das zu denken, was die Leute sagen, aber es ist noch weniger gut, gar nicht daran zu denken“ [108]). Im Grunde jedoch ist er tief und wahr, und das ist auch seine Liebe.

Aber Melanie unterwirft sich nicht wie Effi den Gesellschaftsordnungen. Sie gehört zu denen, die zu stolz sind zum Lügen, zu selbständig und verantwortungsbewußt, um sich Dogmen zu unterwerfen, die sie nicht anerkennen, die ihnen widerstehen. „Ich will fort, nicht aus Schuld, sondern aus Stolz, und will fort, um mich vor mir selber wieder herzustellen. Ich kann das kleine Gefühl nicht länger ertragen, das an aller Lüge haftet; ich will wieder klare Verhältnisse sehen und will wieder die Augen aufschlagen können. Und das kann ich nur, wenn ich gehe, wenn ich mich von dir trenne und mich offen und vor aller Welt zu meinem Tun bekenne. Das wird ein groß Gerede geben, und die Tugendhaften und Selbstgerechten werden es mir nicht verzeihen. Aber die Welt besteht nicht aus lauter Tugendhaften und Selbstgerechten, sie besteht auch aus Menschen, die Menschliches menschlich ansehen. Und auf die hoff ich, die brauch ich. Und vor allem brauch ich mich selbst. Ich will wieder in Frieden mit mir selber leben, und wenn nicht in Frieden, so doch wenigstens ohne Zwiespalt und zweierlei Gesicht“ [109]). Und weil das Kind, das sie erwartet, nicht das ihres Mannes ist, deshalb muß sie fort von ihm. Van der Straaten versteht Melanie, weil er sie liebt, und will über ihre Untreue hinsehen, wenn sie nur bei ihm bleibt. Aber

107) F. II, 4, 113.
108) F. II, 4, 114.
109) F. I, 4, 117.

Melanie kann nicht. „Einem jeden ist das Gesetz ins Herz geschrieben, und danach fühl ich, ich muß fort. Du liebst mich, und deshalb willst du darüber hinsehen. Ober du darfst es nicht, und du kannst es auch nicht. Denn du bist nicht jede Stunde derselbe, keiner von uns. Und keiner kann vergessen. Erinnerungen aber sind mächtig, und Fleck ist Fleck, und Schuld ist Schuld“ [110]).

Statt des Scheines der Ordnung nach außen sucht sie die Ordnung nach innen. Sie weiß, sie erscheint schuldig vor der Gesellschaft. Aber wie weder Effi noch Lene diese Schuld empfunden haben in ihrem Herzen, so auch Melanie nicht. Ihr Schuldgefühl bezeichnet sie als Selbsttäuschung und Komödie. „Ich habe nur ein ganz äußerliches Schuldbewußtsein, und wo mein Kopf sich unterwirft, da protestiert mein Herz“ [111]). „Aber vor der Welt besteht das Unrecht, das dadurch nicht kleiner wird, daß ich es in meinem Herzen nicht recht als Unrecht empfinde“ [112]). Und doch ist in ihr die bürgerliche Ansicht von Schuld und Sühne und ausgleichender Gerechtigkeit so tief verwurzelt, daß sie hofft, diese Schuld, die sie nicht als solche anerkennt, sühnen und damit die Gesellschaft versöhnen zu können. Es kommen zwar noch Stunden, die sie schwer ihr Ausgestoßensein empfinden lassen. „In welche Wirrnis geraten wir, sowie wir die Straße des Hergebrachten verlassen und abweichen von Regel und Gesetz. Es nutzt uns nichts, daß wir uns selber freisprechen. Die Welt ist doch stärker als wir und besiegt uns schließlich in unserem eigenen Herzen“ [113]). Aber die Gesellschaft ist nicht unversöhnlich. „Im Gegenteil. Zu Gerichte sitzen ist ihr eigentlich unbequem. Sie weiß schon, warum. Und so wartet sie nur auf das Zeichen, um das große Hinrichtungsschwert wieder in die Scheide zu stecken“ [114]). „Wo die Schuld lag, soll auch die Sühne liegen... Es braucht nicht alles Tragödie zu sein“ [115]). Und sie ist sich klar darüber, wie die Tragödie zu vermeiden ist: indem sie treu zu Rubehn hält auch in seiner Armut, und dadurch beweist, daß nicht Laune oder Abenteuerlust sie fortgetrieben hatten sondern ein innerstes Müssen.

Verständnis haben die Menschen schon für die Sprache des Herzens, denn sie alle können diese Gefühle mehr oder weniger nachfühlen, aber sie fühlen zugleich auch die Gefahr, die in solchem selbstverantwortlichen Handeln liegt. Jacobines Brief zeigt klar die Furcht vor Haltlosigkeit, vor mangelnder Selbstbeherrschung, vorm Abenteuern. Und wer kann nach den Taten die Beweggründe beurteilen? Deshalb hat die Gesellschaft ein Recht, Melanies Handeln zu verurteilen. Und erst, nachdem sie bewiesen hat, daß sie diesen Bruch im letzten doch als Schuld ansieht, die sie sühnen will und muß, hat sie auch wieder Aussicht, die Gesellschaft zu versöhnen. Und den Anfang macht van der Straaten selbst in seiner schönen, menschlichen Art.

---

110) F. I, 4, 116/7.
111) F. I, 4, 118.
112) F. I, 4, 132.
113) F. I, 4, 143.
114) F. I, 4, 137.
115) F. I, 4, 138.

Hat sich Melanie schließlich dazu durchgerungen, die Gesellschaft und ihre Forderungen zu verstehen, so zeigt van der Straaten, daß er Melanie und ihr Handeln versteht und achtet. Und auch darin nimmt das Werk eine Sonderstellung ein, daß es im Schicksalsgedanken ausklingt, den Fontane sonst zurückweist. Melanie-l'Adultera „geweint hat sie ... Aber warum? Weil man ihr immer wieder und wieder gesagt hat, wie schlecht sie sei. Und nun glaubt sie's auch, oder will es wenigstens glauben. Aber ihr Herz wehrt sich dagegen und kann es nicht finden ... Es ist soviel Unschuld in ihrer Schuld ... Und alles wie vorherbestimmt" [116]).

10. „Unwiederbringlich."

Aber wer ist so stark wie Melanie, und wer kann seine Launen als solche erkennen und hält sie nicht auch für schicksalgewolltes Müssen? Diese Laune des Herzens, die, zu ernst genommen, das Glück zweier Menschen zerstört, das ist das Thema des letzten dieser Romane: „Unwiederbringlich".

Denn es ist nicht tiefe Liebe zu einer anderen wie bei Melanie, was Holk von seiner Frau wegtreibt. Es sind persönliche Eitelkeiten, Schwächen, Launen. Er „stand hinter seiner Frau, die sich höherer Eigenschaften erfreute, um ein Beträchtliches zurück. Darüber konnte kein Zweifel sein. Aber daß es so war, was niemand mehr einsah als Holk selber, war doch auch wieder unbequem und bedrücklich für ihn, und es kamen Momente, wo er unter den Tugenden Christinens geradezu litt und sich eine weniger vorzügliche Frau wünschte" [117]). Und Christine charakterisiert ihn als einen Mann des Augenblicks, der nicht an das denkt, was kommt. Und als er in Kopenhagen ist, wo nach dem Urteil Christinens alles von dieser Welt, alles Sinnendienst und Rausch ist, da läßt er sich, ohne an die Zukunft zu denken, treiben. Er ist hierin ganz unbürgerlich im Gegensatz zu Christine, die ihren Kindern und deren Zukunft lebt.

Obwohl er sehr stolz ist auf seinen Adel, so entspringt dieser Stolz mehr einer romantischen Neigung als wirklicher, innerer Haltung. Er schwärmt für das Schloß am Meer und für Marmorkrippen in den Ställen, und er schwärmt auch für einen alten Namen und Alt-Überliefertes. Aber schon sein Wohnungswechsel ist selbst für Arne etwas Modernes, Unadliges, etwas das sich nur für Proletarier und Beamte schickt.

Unbürgerlich ist auch seine Stellung zur Erziehungsfrage. Er glaubt nicht an Erziehungsmöglichkeiten. „Auch da ist das Beste Vorherbestimmung, Gnade . . das Haus ist Vorbild, und Vorbild ist das einzige, dem ich so was wie erziehliche Kraft zuschreibe. Vorbild und natürlich Liebe" [118]).

Kopenhagen ist so recht die Stadt für ihn. „Tanzsaal, Musik, Feuerwerk. Es ist eine Stadt für Schiffskapitäne, die sechs Monate lang um-

---

116) F. I, 4, 16/7.
117) F. I, 4, 377.
118) F. I, 4, 410.

hergeschwommen und nun beflissen sind, alles Ersparte zu vertun und alles Versäumte nachzuholen"[119]). Und das tut auch Holk, das Versäumte nachholen, sich ausgeben, verschwenden, ohne an die Zukunft zu denken. Holk ist kein Bürger, er will ein Freigeist sein, aber „das kann er nicht, dazu reichen seine Gaben nicht aus, auch nicht die seines Charakters"[120]). „Ernste Kämpfe! Das kennt er nicht"[120]). Und so ist auch er wieder ein Halber.

Er hat allen Grund, zufrieden zu sein. Seine Ehe ist eine Musterehe: „Wenn ich einem Fremden zeigen sollte, was ein deutsches Haus und deutsche Sitte sei, so nähm ich ihn beim Schopf und brächt ihn einfach hierher nach Holkenäs"[121]). An dieser Ehe ist nichts, was wie in den anderen Romanen Anlaß gäbe zu Wirrnissen. Sie ist wirklich aus Liebe geschlossen, wirtschaftliche Notlage war nie da, die Kinder sind lieb, die Frau ist gut und tugendhaft und fromm, also alles ist so, daß es nach bürgerlicher Auffassung Holk das Glück verbürgen müßte. Und er selbst „ist gut und treu, der beste Mann von der Welt,... aber doch auch schwach und eitel, und Kopenhagen ist nicht der Ort, einen schwachen Charakter fest zu machen"[122]). „Freilich, wer hat Charakter? Es ist nicht jedem so gut geworden wie Dir (Christine); Du hast das, was den meisten fehlt; aber, wenn mich nicht alles täuscht, erfüllt Dich selbst mitunter der leise Wunsch, etwas weniger von dem zu haben, was Dich auszeichnet"[123]). Also allgemein anerkannte Tugenden werden von Holk umgewertet. Selbst der Vorzug des Charakters wird von ihm in Frage gestellt. „Ich habe den Mut nicht mehr, Standpunkte zu verwerfen. Das ist eben das eine, was ich in meinen zweiten dreißig Jahren gelernt habe. Der Standpunkt macht es nicht, die Art macht es, wie man ihn vertritt"[124]). Aber andererseits ist es auch „nichts mit den laxen Grundsätzen — Grundsätze sind wichtiger als das Tatsächliche"[125]). Und gerade Grundsätze sind das, was Holk fehlt. Die Charakteristik, die Ebba der Prinzessin gibt, ist treffend: „Er hat ein gutes, schwaches Herz . . . [aber] sein Charakter ist noch viel schwächer als sein Herz; sein Charakter ist das recht eigentlich Schwache an ihm. Und was das Schlimmste ist, er weiß es nicht einmal. Weil er wie ein Mann aussieht, so hält er sich auch dafür. Aber er ist bloß ein schöner Mann, was meist soviel bedeutet wie gar keiner . . . Er ist unklar und halb, und die Halbheit wird ihn noch in Ungelegenheiten bringen . . . er ist moralisch, ja beinah tugendhaft und schielt doch begehrlich nach der Lebemannschaft hinüber. Und diese Halbheit ist die schlimmste, schlimmer als die Halbheit in den sogenannten großen Fragen, die meistens keine sind"[126]).

Holk ist angefressen von der neuen Zeit und verliert daher das Verständnis für seine Frau. Ihr schulmeisterlicher Ton „mit seiner Bei-

119) F. I, 4, 415/6.
120) F. I, 4, 430.
121) F. I, 4, 438.
122) F. I, 4, 440.
123) F. I, 4, 494.
124) F. I, 4, 431.
125) F. I, 4, 504.
126) F. I, 4, 516/7.

gabe von Unfehlbarkeit war es, wogegen Holk sich innerlich immer wieder auflehnte. Christine war in allem so sicher; was stand denn aber fest? Nichts, gar nichts . . . Alles war Abkommen auf Zeit, alles jeweiliger Majoritätsbeschluß; Moral, Dogma, Geschmack, alles schwankte . . ." [127]). Aber Christine wußte alles, sie war immer „im Dienste der Wahrhaftigkeit". „Diese tugendhaften Frauen . . . ohne betrügen zu wollen betrügen sie sich selbst, und nur eines ist gewiß: das Schrecknis ihrer Vorzüglichkeit" [128]).

Es kommt hier eine völlig unbürgerliche Wertung in diesen Roman, und diese neue Wertung ist schuld, daß selbst diese bürgerliche Musterehe — die noch viel mehr Musterehe ist als die Effis zu werden versprach, weil sie nicht nur äußerlich sondern auch im Wesentlichen den Anforderungen einer bürgerlichen Ehe entspricht, — daß selbst diese Musterehe in die Brüche geht.

Beide nehmen sich selbst zu wichtig. „Man muß sich untereinander helfen, das ist eigentlich das Beste von der Ehe. Sich helfen und unterstützen und vor allem nachsichtig sein und sich in das Recht des andern einleben. Denn was ist Recht? Es schwankt eigenltich immer. Aber Nachgiebigkeit einem guten Menschen gegenüber ist immer recht" [129]). Und das fehlt beiden. Christine stellt sich auf gegebene Forderungen, die erfüllt sie und glaubt sich im Recht, Holk sieht die Relativität der Forderungen, hält aber seine eigene Meinung darüber für einzig richtig und verkennt die Christinens. Beider Standpunkt hat seine Berechtigung. Das Maß allein gibt den Ausschlag. „Est modus in rebus. Muß ich Dich darauf aufmerksam machen, daß in all unserem Tun das Maß entscheidet und daß der klügste Rat . . . sicherlich in sein Gegenteil verkehrt wird, wenn der, der ihn befolgt, das richtige Maß nicht hält und den Bogen einfach überspannt" [130]).

Trotz ihrer Liebe zueinander ist die Wesensverschiedenheit beider nicht auf die Dauer zu überbrücken. „Du bist leichtlebig und schwankend und wandelbar, und ich habe den melancholischen Zug und nehme das Leben schwer. Auch da, wo Leichtnehmen das Bessere wäre" [131]). Und Holk versucht, das Leben leicht zu nehmen. „Es läßt sich alles schwer nehmen, aber es läßt sich auch alles leicht nehmen. Und wer die Kunst des Leichtnehmens versteht, der lebt, und wer alles schwer nimmt, der lebt nicht und ängstigt sich vor Gespenstern, die gar nicht da sind . . . Leicht nehmen, alles leicht nehmen, dabei fährt man am besten, das haben auch die Menschen am liebsten, und ein lachendes Gesicht ist der erste Schritt zum Siege" [132]). Aber auch darin ist Holk ein Halber. Er nimmt sich selbst schwer und nimmt Christine schwer und nimmt Ebba schwer, aber er selbst und seine Fehler sollen leicht genommen werden.

---

127) F. I, 4, 523.
128) F. I, 4, 522.
129) F. I, 4, 548.
130) F. I, 4, 565/6.
131) F. I, 4, 418.
132) F. I, 4, 621/2.

Ebba zeigt ihm klar, was er aus Leichtfertigkeiten gemacht hat. Sie wollen „mich einschwören auf ein einzig Wort oder doch auf nicht viel mehr und wollen aus einem bloßen Spiel einen bitteren Ernst machen, alles auf Kosten einer Frau, die besser ist als Sie und ich, und die Sie tödlich kränken, bloß weil sie sich in einer Rolle gefallen, zu der Sie nicht berufen sind“ [133]). „Sie wollen Hofmann und Lebemann sein und sind weder das eine noch das andere. Sie sind ein Halber und versündigen sich nach beiden Seiten hin“ [134]). Holk ist ein Augenblicksmensch, aber er ist auch darin unbeständig; er will den Augenblick, der ihm gefällt, verewigen, er will aus Spiel Ernst machen. Er ist doch zu sehr Bürger, um nicht das Weltmännische in sich auch zu verbürgerlichen. Ebba lehnt jede Schuld ab. Sie hat die innere Sicherheit ihres Standpunktes, die Holk fehlt. Es war nicht sein innerstes Wesen, das ihn von Christine forttrieb, sondern ein Wahn, „ein Wahn, aus dem zuletzt eine Schuld wurde [135]). Er ist ein Opfer der neuen Zeit, der Selbstverherrlichung, der Überschätzung der persönlichen Rechte, der Selbstanalyse; er glaubt sich zu kennen, der inneren Wahrheit gemäß zu leben, aber es ist nur Laune, nur Wahn.

Er hatte das, was der Bürger am meisten schätzt: den Frieden, die Ruhe. Ruhe ist das, wonach Christine verlangt, Ruhe ist es auch, was die alte Prinzessin in der Eremitage sucht. „Ich habe nur immer erquickliche Ruhe hier gefunden, Ruhe, die weniger ist als Glück, aber auch mehr. Die Ruh ist wohl das Beste“ [136]). Aber auch Holk lernt noch einsehen, „daß auch das ödeste Daheim immer noch besser ist als das wechselvolle Draußen“ [137]). So kommt immer wieder den ganzen Roman hindurch als Sehnsucht wie als Grundstimmung der Gedanke der Ruhe, in dem einerseits Beschränkung liegt, die Holk nicht ertragen zu können glaubt, die aber trotzdem das ‚Beste von allem Glück der Welt‘ ist. Denn auch Beschränkung kann Glück sein wie Maßhalten und Verzichten — kein überschwengliches, himmelstürmendes Glück, aber ein bescheidenes, irdisches, sicheres Glück.

Und doch ist auch hier wieder der Ausgang des Romans die Widerlegung seiner Ziele. Als beide, Christine und nun auch Holk, diese Ruhe suchen, als sie den ehrlichen Willen zu Beschränkung und Maß und Entgegenkommen um dieser Ruhe willen haben, finden sie nur Ruhe ohne Frieden und ohne Glück. Und diese Ruhe ist fähig, gerade einen Menschen wie Christine zum Äußersten zu treiben. Christine ist echt und wahr, sie will vergessen, aber sie kann nicht. Nicht Spiel, nicht Wahn, wie bei Holk, sondern ihr inneres Wesen bäumt sich auf gegen diese bedrückende Ruhe. Und die Widerlegung eigentlich der ganzen Fontaneschen Weltanschauung sind die Worte der Dobschütz: „Man kann glücklich leben, und man kann unglücklich leben, und Glück und Unglück können zu hohen Jahren kommen. Aber diese Resignation und dieses Lächeln — daß alles dauert nicht lange. Das Licht unseres Lebens heißt die Freude, und lischt es aus, so ist die

133) F. I, 4, 626.
134) F. I, 4, 625.
135) F. I, 4, 638.
136) F. I, 4, 482.
137) F. I, 4, 628.

Nacht da, und wenn diese Nacht der Tod ist, ist es noch am besten" [138]). Also das gleiche wie in „Effi": Unglück oder Glück, Kampf oder Ruhe, in allem kann Leben sein, selbst in Bescheidung kann das Leben noch Glück und Ruhe bringen, aber wer resigniert, für den verliert das Leben den Sinn, der wartet nur noch auf den Tod wie Effi oder sucht ihn wie Christine.

„Stechlin".

Die Problematik des Bürgertums zeigt sich wohl im Leben allenthalben, aber sie ist noch nicht so deutlich in das Bewußtsein des einzelnen Bürgers gedrungen, daß er ohne praktischen Anlaß darüber spräche. Solche praktischen Anlässe fehlen im „Stechlin", da dort die Handlung zugunsten von Plaudereien vernachlässigt worden ist. Einzelne Betrachtungen und Bemerkungen, die in dieses Thema hineingehören, sind nicht wichtig genug, deshalb ein Analyse des Romans in diese Arbeit aufzunehmen.

Synthese.

A.

Der Bürger lebt in den diesseitigen Gemeinschaftsordnungen wie Familie, Volk, Stand, Verein, Religionsgemeinschaft oder auch Menschheit. Durch das Sein und Tun der anderen erhält er die Bestätigung seines eigenen Seins und Tuns. Daher müssen sich alle Bürger in gewissen Grundsätzen und Grundanschauungen in Übereinstimmung befinden. Otto Gmelin gibt einen Hinweis, wie sich am besten das Wesen des Bürgerlichen bestimmen ließe: „Sicherung in jeder möglichen Hinsicht" ist „Grundelement bürgerlicher Haltung. So sehr, daß man eine Definition des Bürgers, wenn es eine solche überhaupt gäbe, geradezu darauf gründen könnte . . . Das Bedürfnis nach S i c h e r h e i t, wo und wie es sich zeigt, ist Kriterium bürgerlicher Einstellung und Veranlagung" [1]). Weder zu starke Bindung (Kollektivismus) noch zu starke Freiheit (Individualismus) kann Ziel bürgerlicher Lebenshaltung sein. Die Freiheit des einzelnen erfährt vielmehr eine Beschränkung, um das Gemeinschaftsleben zu sichern und zu fördern; dieses wiederum ist Hilfe und Sicherung für den einzelnen. Um dieses Wechselverhältnis zu bestimmen und zu begrenzen und vor Willkürlichkeiten und Zufälligkeiten zu sichern, entstand das Bedürfnis nach festen Ordnungen, nach Gesetzen, die einen Ausgleich schaffen zwischen den Forderungen des einzelnen und denen der Gesellschaft.

Diese Gesetze und Ordnungen sind aber wiederum nur Sicherung für Fortschritt und Aufstieg; denn der Sinn des bürgerlichen Lebens liegt in der Zukunft. Die G e g e n w a r t d e r A r b e i t findet ihre Zielsetzung und Erfüllung in der Z u k u n f t d e s F o r t s c h r i t t s und A u f s t i e g s. Auch die V e r g a n g e n h e i t in der T r a d i t i o n

138) F. I, 4, 646.
1) Gmelin, a.a.O., S. 20.

dient durch das erfahrungsgemäße Wissen um die Folgen als Hilfsmittel und Bürge für einen gesicherten Aufstieg auch in der Zukunft.

Erreicht wird dieser Fortschritt aber allein durch Arbeit. Nur durch eigene Arbeit ist es dem Bürger möglich, sowohl wirtschaftliche Güter wie Bildungsgüter als sichernde Grundlagen für den erstrebten Aufstieg zu erwerben. Fortschritt und Aufstieg sollen sich also nicht mit elementarer Gewalt vollziehen sondern in stetiger, ruhiger Entwicklung, um jede innere wie äußere Gefahr und Unordnung fernzuhalten. Aus diesem Bestreben heraus erklärt sich auch die bürgerliche Haltung zu Leidenschaft, zu Religion, zu allem Unbewußten und Triebhaften wie zu allem Metaphysischen überhaupt.

Einem blinden Schicksal möchte der Bürger nicht ausgeliefert sein, denn diese willkürliche, ordnungswidrige, elementare, unbegreifbare Macht würde den Sinn seines ganzen Lebens — gesicherte Arbeit für Fortschritt und Aufstieg — zerstören. So findet sich statt eines Schicksalsglaubens die Idee einer ausgleichenden Gerechtigkeit. Allem Schicksal liegt eine verborgene Schuld zugrunde, die ihre Sühne findet.

Es gibt Grenzhaltungen im Bereich des Religiösen, Seelenlagen ständiger Unruhe, verzehrender Sehnsucht, gesteigertes Gefühl menschlicher Ohnmacht und der Abhängigkeit von der göttlichen Gnade, die man als unbürgerlich bezeichnen kann. Denn diese Haltungen widersprechen dem bürgerlichen Sinn nach Diesseitigkeit, nach sicherer Gewißheit der Erkenntnis, nach Gerechtigkeit und wohlverdientem Aufstieg durch eigene Arbeit. Und so tritt anstelle gesteigerten innerlich-religiösen Erlebens ein mehr äußerliches Festhalten an religiöser Gewohnheit, Sitte, Überlieferung; ihrem Gehalt nach wird die Religion zu einer Sicherung für das Jenseits.

Dennoch hat auch der Bürger eine Bindung an ein Absolutes, Überpersönliches, Jenseitiges. Seine religio ist die Pflicht. Durch sein Pflichtbewußtsein adelt er das Bedürfnis nach Sicherheit, das Aufgeben oder Beschränken des Ichs aus Furcht zu Freiheit, aus Schwäche zu Größe, aus Sollen zu Wollen. Er „begründet ein Ewiges in der Welt und stellt eine mehr als zeitliche Ordnung her“ [2]. „Wo der Bürger das Gebot der Pflicht vernachlässigt, verliert er seine Berechtigung, seinen Halt, seinen Sinn, seine religio. Wo er es erfüllt, ist er immer überzeugend und oft groß“ [3].

Wie der Bürger überall nach Ausgleich, nach Sicherung, nach Einbeziehung der Gegensätze in einen gemeinsamen Kreis strebt, so muß er in seinem inneren Menschen eine Beschränkung seiner Leidenschaften, Sehnsüchte, Triebkräfte, seines Sexus und Eros vornehmen, um ein Leben in Gemeinschaft mit anderen führen zu können.

Nach außen ist er durch Gesetze dem Staat und seinen Organen verpflichtet, nach innen der gesellschaftlichen Moral. Doch ist diese Ein- und Unterordnung unter Moral und Gesetz ausschließlich Bewahrung, nicht Erfüllung und Steigerung des Ichs. Höchste Erfüllung fände dies allein im Bekenntnis zu sich selbst und seinem eigenen Ethos, das den

2) Gmelin, 72.
3) Gmelin, 73.

Charakter des Notwendigen, Schicksalhaften, Unausweichlichen trägt. Doch wird dieses Ethos, um den Ausgleich mit der Gesellschaft zu finden, zur Konvention verflacht. „Indem der Bürger die Welt ordnet, vermindert er die Gefahr, erhöht er die Sicherheit, aber er entzieht sich zugleich dem Schicksal, er senkt das Erlebnis" [4]).

So lebt der einzelne ausschließlich nach Maßgabe von Gesellschaft, Stand, Erziehung, Vorurteil, Konvention. „Es wird moralischer gelebt, als man ist" [5]). Das „man tut etwas" oder „man tut etwas nicht", die oberflächliche Aneignung einer Konvention tritt an die Stelle eines tief gefühlten Ethos, einer sittlich gefühlten Verantwortung. So wird auch die Ehe für den Bürger zur Sicherung und Garantie für seine Liebe — die er als Grundlage der Ehe für selbstverständlich hält — wie für seine seelische und geschlechtliche Treue. Die elementare, gefährliche Kraft des Sexus wird in der Ehe zur „sozialen Hilfskraft" [6]) umgemünzt.

Aber zur bürgerlichen Welt gehört nicht nur die Ehe, sondern auch die Welt der Ehebrüche, der Ehescheidungen, der ungesetzlichen Verhältnisse, die nicht erkannt werden als schicksalhaftes Geschehen, als Ausbruch von Urgewalten, sondern verurteilt als persönliche Schwachheiten, die aber trotzdem zur Welt bürgerlicher Wirklichkeiten gehören. So kommt es zu der merkwürdigen Tatsache, daß selbst Verirrung und Ausschweifung gesellschaftlich zugelassen werden. Sogar hier bricht das Bedürfnis nach Sicherung und Ordnung durch.

So ergeben sich in der bürgerlichen Welt Widersprüche, die in der Weltanschauung und Lebenshaltung gegeben sind. Zu diesen Widersprüchen gehört einerseits die Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz des Staates wie dem der Moral, andererseits aber auch die Anerkennung gesellschaftlicher Unterschiede als durch das Herkommen gegeben. Neben innerer Wahrhaftigkeit fordert die bürgerliche Haltung die Wahrung der Konvention, statt vorausgesetzter ideeller und ethischer Antriebe des Handelns wird auch Streben nach Materiellem als sichernder Grundlage anerkannt, neben individuellller Entwicklung Einordnung und Beschränkung der Individualität gefordert.

Diese Widersprüche seiner Lebenshaltung sucht der Bürger dadurch auszugleichen, daß er Maß hält. Er meidet das Übertriebene, er hält die Mitte, er beschränkt sich selbst.

B.

Diese Idee des Bürgerlichen wird synthetisch am besten mit den drei Begriffen Sicherheit, Ordnung, Maßhalten gekennzeichnet. Diese drei Grundforderungen mit ihren Ursachen und Auswirkungen bestehen in jeder Klasse, in jedem Stand der Fontaneschen Gesellschaft. Sie sind — wie z. B. die jenseitsbestimmte Haltung des mittelalterlichen Menschen — eine Möglichkeit menschlicher Welthaltung überhaupt, die gerade in dem Fontaneschen Zeitalter vorherrschte und der ganzen Gesell-

4) Gmelin, 66.
5) Gmelin 68.
6) Gmelin, 78.

schaft der Zeit das Gepräge gab. Aus diesem Grunde hat man auch die ganze Epoche „bürgerliches Zeitalter“ genannt. Der Allgemeingültigkeit dieser Anschauungen widerspricht nicht die Spaltung zwischen bürgerlicher Weltanschauung in der Idee und bürgerlicher Wirklichkeit in der ständischen Gesellschaft. Die allgemeine bürgerliche Welthaltung ist wie die Lichtquelle, deren Strahlung nur in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft verschieden gebrochen wird. Kleinbürgertum, Bürgertum, Adel sind die in der Lebenswirklichkeit vorhandenen Stoffe, in denen sich das „Bürgerliche an sich“ jedesmal anders gestaltet.

Am reinsten verwirklicht ist es in der Mittelschicht der Gesellschaft, die deshalb auch allgemein als „Bürgertum“ bezeichnet wird. Hierhin gehört der Prof. Schmidt, der — wie schließlich auch seine Tochter — die drei bürgerlichen Grundforderungen theoretisch in seiner Haltung wie praktisch in seinem Leben am reinsten verkörpert. Auch Mathilde Möhring und Frau Poggenpuhl mit ihren beiden jüngsten Töchtern sind gute Vertreter dieser bürgerlichen Mittelschicht.

Am nächsten steht dem Bürger in der Lebenshaltung der Adlige. Da aber bei ihm die äußere Sicherheit vorausgesetzt wird durch das Vorhandensein eines ererbten Gutes, so findet eine Verschiebung der Werte statt: alles, was der Bürger zur Sicherung seines Daseins achtet — wie Arbeit, Bildung, Sorgen für die Zukunft, überhaupt sein Vorwärtsgewandtsein — fällt für den Adel nicht ins Gewicht, ja, wird zum Teil sogar ins Gegenteil verkehrt (Sarastro, Botho, Leo). Sobald jedoch diese Voraussetzung nicht erfüllt ist, geht der Adlige mehr oder weniger ganz ins Bürgertum ein, wie das Beispiel der Poggenpuhls lehrt.

Bei dem Kleinbürgertum spielt die äußere Sicherheit eine weit größere Rolle als beim Bürger, da sie mit größeren Schwierigkeiten verbunden ist. Es werden also zugunsten der äußeren Sicherheit Zugeständnisse gemacht, die der Bürger unbedingt ablehnen muß, während allgemein jedoch bürgerliche Haltung bestehen bleibt (Wwe. Pittelkow und ihr unsittliches Verhältnis zum Grafen, Frau Dörrs Auffassung von Lenes „Verhältnis“, die Mädchen in Hankels Ablage).

Daß diese äußere Sicherheit aber nicht nur äußerlich zu werten ist, sondern tief hineingreift in das Wesentliche des Bürgertums, zeigt der Bourgeois, der diese äußere Sicherheit wohl besitzt, aber ohne die Verknüpfung mit den davon abhängigen, inneren, kulturellen Werten (Jenny Treibel).

Diese kulturellen Werte des Bürgertums werden aber nicht getragen von der Gemeinschaft als solcher, sondern von den einzelnen Individuen. Die Gesellschaft soll nur den einzelnen schützen; ihre Ordnungen sollen ihm Ruhe und Sicherheit geben für seine persönliche Entfaltung. Gleichzeitig aber ist sie nicht nur Schutz für den einzelnen sondern auch Schutz gegen den einzelnen und dessen persönliche Machtansprüche. Die Gesellschaft hat also keine Werte in sich — in dem Sinn, wie wir heute Gemeinschaftswerte im Sozialismus finden —, sondern ihre Werte liegen in den Einzelmenschen, aus denen sie besteht. Ihre Doppelaufgabe diesen gegenüber, die beide Pole in sich birgt, ist das Problem der bürgerlichen Gesellschaft, das alle anderen nach sich zieht. Die freie Entfaltung

des Individuums wird von den gesellschaftlichen Ordnungen unterdrückt, um ebenfalls Individuen zu schützen.

Diese Doppelaufgabe kann im Leben nicht restlos gelöst werden, und so sind die Ordnungen, die ihren Sinn nicht erfüllen, schließlich nur noch um ihrer selbst willen da; sie hindern die freie Entwicklung des einzelnen, ohne daß dieser in Wirklichkeit andere Individuen gefährdet. Damit, daß die Ordnungen ihren Sinn verlieren, beginnt der Zerfall der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, denn sie leiten ihre Daseinsberechtigung aus dem innersten Wesen der Gesellschaft her.

In dieser bürgerlichen, zerfallenden Welt verschiebt sich der Schwerpunkt zugunsten individueller Rechte. Corinna spielt mit diesen neuen Rechten, und ernsthaft lebt das Gefühl dafür sowohl in Fontane selbst wie in einzelnen seiner Gestalten. Prof. Schmidt, Sarastro, Botho, Innstetten, Holk, überall taucht es im Bewußtsein als Forderung auf, als Vorahnung einer neuen Zeit mit einer neuen Ordnung, die sich zunächst ankündigt in einer Loslösung des Individuums von den starr gewordenen allgemeinen Ordnungen, in dem Ideal eines Handelns nach den Forderungen des „Ich und Jetzt und Hier". Aber noch ist diese neue Ordnung negativ bestimmt; sie entsteht aus den Unzulänglichkeiten bürgerlicher Ordnung im praktischen Leben und sucht diesen abzuhelfen. Ein altes bürgerliches Ideal, nämlich das Individuum im Zentrum der Weltanschauung, wird aufgegriffen und einseitig zu verwirklichen gesucht. Man will wirkliche Werte, und da man sie in der bürgerlichen Gesellschaft nicht findet, ist eine Überschätzung individueller Rechte auf Grund von individuellen Werten die Folge. Aber noch stehen diese neuen Ideale in krassem Gegensatz zum wirklichen praktischen Leben und seinen Forderungen. Sie werden nur Anlaß zu Konflikten.

Fontane kennt diese Wirren wohl und er erkennt die Berechtigung dieser neuen Forderungen an; denn er sieht die Unvollkommenheiten der bürgerlichen Welt und scheut sich nicht sie aufzudecken.

Herausgestellt und behandelt sind in seinen Romanen besonders vier dieser Konfliktsmöglichkeiten und zwar:

1. Standesunterschiede bei grundsätzlicher Gleichheit der Menschen,

2. das häufige Absinken der inneren Lebensmöglichkeiten bei äußerer Wahrung der sittlichen Forderungen,

3. die Gefahr der Leidenschaften und Launen für den einzelnen bei Sicherung durch die alten Ordnungen,

4. Überhaupt die Gesellschaft als Schutz oder Hemmung für das Individuum.

In allen liegt kraß der alte, immer wiederkehrende Gegensatz zwischen Individuum und Gesellschaft, der ganz verschieden in Ursache und Ausgang durchgeführt ist.

Die Stellung des Individuums zur Gesellschaft kann verschieden sein:

1. das Individuum unterstellt sich freiwillig den Gesellschaftsordnungen aus Pflichtbewußtsein,

2. das Einordnen geschieht aus Instinkt oder Grundsatz ohne ethische Werte,

3. das Individuum lehnt sich gegen die Sinnlosigkeit der Ordnungen auf,

4. es wird ohne sein Zutun in Gegensatz zur Gesellschaft gebracht.

Botho wie Franziska kämpfen sich durch zu einer Unterdrückung ihrer individuellen Neigungen und Wertungen und Wahrheiten. Botho fügt sich ein in die bürgerlichen Ordnungen um der Allgemeinheit willen, der er praktisch verhaftet ist und der er sich verpflichtet fühlt. Sein Einlenken in altbewährte vorgeschriebene Bahnen ist nicht Flucht vor sich selbst, nicht Furcht vor Kampf und Untergang, sondern ein Opfer, das durch die Freiwilligkeit und das Pflichtbewußtsein, das es begleitet, zum Ethos geadelt wird.

Und Pflichtgefühl ist es auch, was Franziska verbietet, ihrem Herzen gemäß zu handeln, obwohl sie die Möglichkeit hätte, es ohne Konflikt mit den Gesellschaftsordnungen zu tun. Beide opfern freiwillig die inneren Steigerungsmöglichkeiten ihres Lebens und erhalten dadurch Sicherung und Ruhe und ein bescheidenes Glück.

Lene wie Stine und auch Innstetten sind aus innerem Zwang, nicht innerer Freiheit den Ordnungen unterstellt, und deshalb ertragen sie nicht die Härten der Forderungen an ihre Seele. Alle drei gehen innerlich zugrunde, weil sie nicht freiwillig sich zum Opfer bringen, sondern durch die Folgen ihres triebhaften oder grundsätzlichen Handelns zwangsläufig der Gesellschaft zum Opfer fallen. Ihnen fehlt das Erlösende, Ethische, das ein freiwilliges Opfer sinnvoll und erträglich machte.

Aber nicht immer wird ein Opfern des Ichs durch Freiwilligkeit geadelt. Waldemar empfindet es als überflüssig, als sinnlos. Es scheint ihm ein Zugeständnis, das sein Leben unwahr machte und das daher verwerflich ist. Wenn die bürgerliche Gemeinschaft an sich keine Werte bietet, welchen Sinn hat dann ein Opfern eigener Werte? Und wenn ihre Ordnungen nur noch ein Dogma sind, das nur noch um seiner selbst willen besteht, oder ein allgemeines Programm, ein Hilfsmittel für schwache, hilflose, getriebene Menschen, warum sollen starke, wertvolle Naturen ihr Bestes ihretwegen dahingeben? Statt der beabsichtigten Höherbildung der Kultur durch den einzelnen im Schutze der Gemeinschaft entsteht eine Verflachung, ein Senken der Kulturhöhe; es wird ein Durchschnittsmenschentum gezüchtet, der Oberflächenmensch begünstigt.

Fontane erkannte dies wohl, aber er sieht keinen Ausweg. Denn wenn der Mensch nur auf sich gestellt ist, so ist er seinen flüchtigen Neigungen und Leidenschaften unterworfen, die wegen ihrer Vergänglichkeit nie zur Grundlage eines ganzen Lebens gemacht werden dürfen, ohne das Leben zu gefährden. Wenn seine Menschen aus dem Gefühl der Unvollkommenheiten und Unzulänglichkeiten der bürgerlichen Welt für ihren eigenen, praktischen Fall eigene Wege zu gehen versuchen, so ist das Ergebnis nur Halbheit, weil sie den Weg doch nicht zu Ende gehen können (Waldemar, Gordon, Petöfy, Holk). Die Menschen können sich nie vollkommen aus der Gemeinschaft lösen, und die Gemeinschaft ist

für die Fontaneschen Menschen das Bürgertum. Sie bleiben doch immer mehr oder weniger darin verhaftet, wenn auch nicht so sehr innerlich, so doch zwangsweise in ihrem äußeren Leben; sie kommen über eine Halbheit nie hinaus. Das Ende solcher Halbheit aber ist Untergang.

Noch eine andere Gefahr besteht für den Menschen, der seinen Gefühlen oder Launen lebt. Nur zu leicht zieht er andere Menschen, die an ihn gebunden sind, mit in seine Wirrnisse hinein, und beide gehen innerlich oder äußerlich zugrunde (Botho-Lene, Gordon-Cecile, Petöfy-Franziska, Innstetten-Effi, Holk-Christine).

Aber eine bewußte Auflehnung gegen die Gesellschaft ist garnicht einmal nötig, um in unlösbare Wirren zu geraten. Effi wie Cecile werden ausgestoßen nur auf Grund ihres Schicksals, auf Grund eines Handelns, für das sie nicht verantwortlich sind. In jedem Fall ist es aber dem Individuum unmöglich, sich gegen die Gesellschaft durchzusetzen, es unterliegt immmer im Kampf. Melanie entgeht dem Untergang nur dadurch, daß sie wiedergutmacht, daß sie ihre Schuld sühnt.

Der allein mögliche Ausweg aus allen diesen Wirren für Fontane ist, sich wie Botho in Freiheit den Gemeinschaftsordnungen zu unterstellen. Es ist für ihn eine Lösung durch positive bürgerliche Werte: durch Maßhalten, Vermeiden der Gegensätze, Selbstbeschränkung, durch Pflichtbewußtsein — Pflicht besonders denen gegenüber, für die diese Ordnungen noch wirklich Schutz und Sicherung sind. Aber auch diese Lösung bleibt im Grunde nur eine Halbheit, ein Zugeständnis. Es gibt keinen Ausweg für den Menschen, und stille Ergebung, ‚Resignation' ist das Ergebnis seines Kämpfens.

Fontane konnte zu seiner Zeit keinen Ausweg finden, denn er selbst war noch zu sehr in den alten Anschauungen und Wertungen befangen. Nicht der Individualismus in überspannter Form konnte eine Lösung bringen, sondern die wirkliche Lösung brachte erst die Überwindung der bürgerlichen Welthaltung durch den Sozialismus, der nur einzelne der bürgerlichen Wertungen und Anschauungen in neuer Form und neuer Bindung zu einer neuen Haltung verarbeitete. Die Gemeinschaft selbst wurde jetzt zu einem Wert, der hoch genug ist, eine Aufgabe individueller Werte zu rechtfertigen. Der Mensch wächst durch sinnvolle Opfer; er erfährt durch sein Aufgehen in solcher Gemeinschaft eine größere Ausweitung und Steigerung seines Ichs, als sie durch ihn allein möglich gewesen wäre.

Literaturverzeichnis.

Theodor Fontane.

Ausgaben:

Ges. Werke, 2. Serien, XXI. Bln. 05 und 08.
Desgl. Jubiläumsausgabe. (Ausw.). 1. Reihe: Erzählende Werke, hrsg. P. Schlenther, V; 2. Reihe: Autobiogr. Werke, hrsg. E. Heilborn, V. Bln. 20.
Gesamtausgabe der erzählenden Schriften, hrsg. P. Schlenther und E. Heilborn, IX. Bln. 25.
Nachlaß, hrsg. J. Ettlinger. Bln. 07.
Wanderungen durch die Mark Brandenburg, hrsg. Th. und F. Fontane, IV, 1925.
Fontanes engere Welt. Unveröffentlichte Briefe und Gedichte etc. hrsg. M. Krammer. Bln. 20.
Das Fontane-Buch, hrsg. E. Heilborn, Bln. 19.

Briefe:

an seine Familie, hrsg. K. Fritsch, Bln. 24.
an seine Freunde, hrsg. O. Pniower und P. Schlenther, II, Bln. 25.
Reisebriefe, Neue Rundsch. 1925, S. 680—702.
Briefwechsel mit W. Wolfsohn, hrsg. H. Wolters. Bln. 10.
mit P. Heyse, hrsg. E. Petzet. Bln. 29.
Vierzig Jahre. Briefe von Lepel an F. hrsg. E. A. v. Arnim Bln. 10.

Biographien:

A. Stern, Studien zur Literatur der Gegenwart. Dresden 05.
F. Servaes, Bln. 04.
E. Schmidt, Charakterist. 2, Bln. 01.
R. M. Meyer, Allg. dtsch. Biographie 48, 617—24.
— Gestalten und Probleme. Bln. 04.
P. Schlenther, Biogr. Jb. 3, 296 ff.
E. Wandrey, Münch. 19.
H. Maync, Th. Fontane. In: Deutsche Dichter, Reden und Abhandl. Leipg. 28.
Kenneth Hayens, London 20.
G. Kricker, Bln. 21.
H. Spiero, Wittenb. 28.
G. Roethe, Zum Gedächtnis F's. Dtsch. Rundsch. Jan. 1920.
F. Servaes, F. Blätter d. Erinnerung, Dresd. 21.
F. Holtze, Erinnerungen an F. Mitteil. d. Ver. f. Gesch. Berlin 1926.
O. Frommel, Neuere dtsch. Dichter in ihrer religiös. Stellung Bln. 02, S. 145—178.

Kritik und Politik

H. Aschaffenburg, Der Kritiker F., Köln 30.
J. Klette, F. als Kritiker dt. erzählender Werke d. 18. u 19. Jh. Diss. Greifswald 23.
B. E. Trebein, F. as a critic of the drama. London 16.
M. Krammer, Fontane. Bln. 22.

F. Behrend, F. u. d. Neue Ära. Arch. f. Pol. u. Gesch. 2, 1924. 475—97.
H. Haß, F.'s politische Anschauungen. Volkst. 1927, 812 ff.
L. Naumann, F. über Bismarck u. Russel. Arch. f. Pol. u. Gesch. 4 1925.

Literarische Beziehungen.

L. A. Shears, The influence of Walter Scott on the novels of F. New York 22.
C. Wandrey, C. F. Meyer u. F.D. Dt. Buch 9, 257—62.
C. Sieger, D. hist. Romane u. Novellen bei Raabe und F. Weimar 30. Diss. München 30, Forsch. z. neueren Lit. Gesch. 62.
E. Agerter, F. u. der Frz. Naturalismus. Diss. Bern 22.
K. Peters, Th. F. u. d. Roman d. 19. Jh. Diss. Münster 32.

Epische Kunst.

F. Violet, F. als märk. Dichter. Lpz. 09.
K. Frenzel, F. als Erzähler. Dtsch. Rundschau Okt. 06.
G. Kricker, F.'s Art und epische Technik. (Diss. Bonn) Bln. 11.
J. Mostert, F. u. d. Gesellschaft, Diss. Bonn 21.
F. Behrend, D. Namen bei F. Zeitschr. f. Bücherfreunde, NF. 14, 39 ff.
E. Croner, F. Frauengestalten. Bln. 06.
L. Grages, Frauengestalten b. F. Diss. Frankf. a. M. 30.
A. Gellhaus, Sittl. Werten bei F. Diss. Bonn 31.
M. Krammer, F. als Darsteller schles. Volkstums. Schles. Mh. 28 289—300.
E. Herrling, Antiquitäten bei F. Antiquit. Ztg. 32, 129 ff.
M. Tau, D. assoziative Faktor i. d.

Landschafts- und Ortsdarstellung

bei F. Oldenburg 28.
E. Fiekel, D. Landschaft i. d. Prosawerken F.'s. Diss. Rostock 23.
W. E. Rost, Örtlichkeit u. Schauplatz in F.'s Werken. Bln. 31.

Sprache und Stil.

E. Wenger, F. Sprache und Stil in s. modernen Romanen. Diss. Greifsw. 13.
A. Schultz, D. Fremdwort bei F. Diss. Greifsw. 12.
J. Krause, F. u. d. Dialekt, Diss. Greifsw. 33.
M. E. Gilbert, D. Gespräch in F.'s Gesellschaftsromanen. Lpz. 30 Palaestra, 174.
W. Günther, Problem der Rededarstellung. Marb. 28.

Einzelne Werke.

H. Kügler, Quellen zu F.Will. Alex.-Bund, 2 Jb. S. 23 ff.
O. Pniower, F.'s Grete Minde. Brandenburgia 01, S. 399 ff.
E. Berend, Zur Entstehungsgesch. von F.'s Schach v. Wuthenow. W. Alex.-Jb. 1928, 46 ff.
— D. hist. Grundlage von F.'s Schach v. Wuthenow. Dtsch. Rundsch. 200, 168—82.
J. Fränkel, Zur Quelle von F.'s Schach, in s. Werners Weihe d. Kraft. Hamb. 04 S. 121 ff.
H. F. Rosenfeld, Zur Entstehung F. Romane. Groningen 26.
F. Walter, F.'s Vor dem Sturm u. s. Stellung zur Romantik. Diss. Münster 25.
J. Petersen, F.'s erster Gesellschaftsroman. Sitz.-Berichte d. Preuß. Akad. d. Wissensch. 24, 486—562.
F. Landshoff, F.'s Effi Briest, d. Kunstform eines Romans. Diss. Frankf. 26.
H. Hermann, F.'s Effi Briest. D. Frau 19. 1912.
Fr. Behrend, Aus F.'s Werkstatt. Bln. 24.
H. Geffcken, Effi Br. u. Mad. Bovary. Lit. Echo 25, 523 ff.
J. Petersen, F.'s Alters-Roman. Euph. 29, 1—74.
E. Behrend, F.'s Stechlin, Marb. 29.

Gedichte und Balladen.

H. Mayne, F. als Lyriker, Westerm. Mh. 1900. S. 126 ff.
E. Lissauer, Stud. über F.'s Lyrik. Hann. Kur. Unterh. B. 448/9 u. 460/1.
H. Benzmann, F.'s Balladen. Berl. Börsen-Ztg. 438, 1923.
H. Rhyn, D. Balladendichtung F.'s Forsch. zur Linguist. u. Lit. Wiss. 1914.
P. Wißmann, F., seine ep. lyr. Dichtungen. Heidelb. 16.
K. Reuschel, F.'s nord. Balladen Festschr. E. Mogk. Lpz. 24, S. 335—49.
C. Wegmann, F. als Übersetzer engl. u. schott. Balladen. Diss. Münst. 10.
B. v. Münchhausen, Meisterballaden 1924.
O. Pniower, Drei Spruchged. F.'s Dtsch. Rundsch. 196, S. 160 ff.
R. Winter, Gorm Grymne. Euph. 26, 287.
H. Waffenschmidt, Symbolische Kunst i. d. Werken F. Diss. Frankf. 32.

Zitiert ist nach:

Th. Fontane, Gesamtausgabe der Erzählenden Schriften, hrsg. von Schlenther und Heilborn.

Lebenslauf.

Am 29. November 1908 wurde ich, Hildegard Wolter, in Berlin-Jungfernheide geboren und im evangel. Glauben getauft. Ich bin preußische Staatsangehörige.

Von Ostern 1915 bis Ostern 1928 besuchte ich mit kurzen Unterbrechungen während des ersten Schuljahres das Oberlyzeum in Berlin-Pankow, an dem ich auch die Reifeprüfung ablegte. Durch eine Ergänzungsprüfung im Lateinischen erhielt ich das Reifezeugnis eines Realgymnasiums. Ich studierte Deutsch, Englisch und Geschichte S.S. 1928—W.S. 1928/9 in Berlin, S.S. 1929 in Innsbruck, W.S. 1929/30—W.S. 1930/1 in Berlin, S.S. 1932—W.S. 1934/5 in Marburg, wo ich anschließend auch die Staatsprüfung für das Lehramt an höheren Schulen ablegte. Der Tag der mündlichen Doktorprüfung war der 1. Juli 1935. Seitdem bin ich als Hauslehrerin in einem Forstamt der Mark Brandenburg tätig.

Meine akademischen Lehrer waren: Prof. Petersen, Prof. Herrmann, Prof. Dibelius, Prof. Brandl, Prof. Oncken, Prof. Spranger in Berlin, Prof. Brunner, Prof. Schatz in Innsbruck, Prof. Mayne, Prof. Helm, Prof. Deutschbein, Prof. Mommsen, Prof. Mahnke in Marburg.